Briefe
aus
Italien
während
der Jahre
1801, 1802, 1803, 1804, 1805,
mit
mancherlei Beilagen.

Dritter Band.

Von
P. J. Rehfues,
Bibliothekar Seiner Königlichen Hoheit des
Kronprinzen von Würtemberg.

Zürich, bei H. Gefsner. 1809.

Bayerische
Staats'ibliothek
München

8° 9

Neapel, den 1. *September* 1804.

Gleich bei ihrem Entstehen kündigte die Oper ihren wunderbaren Geist an. Stüke aus der Fabelgeschichte der Griechen waren die ersten musikalischen Dramen. Seit der Zeit hat sie sich, in Italien mehr, als in andern Ländern, der Wahrheit wieder etwas genähert, und ihre Gegenstände sind gewöhnlich aus der Geschichte, oder aus sonst bekannten Schauspielen genommen. Dadurch wurde aber freilich das Unnatürliche, was denn doch erst im Singen der Worte selbst, und dann noch in der, durch die Musik einmal nothwendig gemachten Oekonomie

der Poesie liegt, nicht gehoben. Es kann auch nicht gehoben werden, wenn diese ganze Gattung des Drama's nicht zerstöret werden soll. Und wer, den je der Genuſs einer guten Oper erfreuet hat, wird sich über dieses schöne Ungeheuer, wie sie ein französischer Schriftsteller nennt, beklagen?

In den ältern Zeiten hatte sie eine gewisse plumpe Unbeweglichkeit, welche ihre Aufführung im höchsten Grade erschwerte. Das Auge sollte darin eben so gut bezaubert werden, als das Ohr. Ungeheure Summen verwandte man auf Maschinen, Dekorazionen und Kleidungen. So wurde — um nur Ein Beispiel unter so vielen anzuführen — in den drei Akten des Dario von Francesco Beverini, wie er einst in Venedig gegeben wurde, die Scene vierzehnmal immer neu geändert, und Elephanten, mit Thürmen auf dem Rüken, welche voll Soldaten waren, Ninus Mausoleum u. dergl. waren die

Vorstellungen, durch die man die Zuschauer in Erstaunen sezte; denn der Geschmak der Zeit fand ein Drama um so vorzüglicher, je mehr Dekorazionen — Veränderung und abentheuerliche Gröfse darin herrschte.

Durch Metastasio, und früher schon durch Zeno, war man aufmerksam auf die poetischen Schönheiten geworden, deren die Oper fähig ist. Der erste bildete sich selbst eine musikalische Sprache, welche aus dem ganzen italienischen Sprachreichthum nicht mehr als ungefähr 6000 Worte aufnahm. Lange Zeit waren seine Stüke die einzigen, womit sich die Tonsezer seiner und anderer Nazionen beschäftigten. Noch heut zu Tage ist er derjenige Dichter, welcher am meisten in dem Munde und im Herzen seiner Nazion lebt, und er hat für dieselbe so viel Bezauberndes, dafs man einen Italiener nicht leicht tiefer kränken kann, als wenn man übel von diesem seinem Liebling urtheilt.

Um so sonderbarer und auffallender ist es daher, dafs seine Stüke heut zu Tage beinahe ganz von dem musikalischen Theater — aber auch nur von diesem — verschwunden sind, ungeachtet sie von erbärmlichen Schmierereien verdrängt wurden. Allein auch hierin zeigt es sich deutlich genug, wie sehr der Italiener in der Oper eigentlich nichts weiter, als einen blofsen Sinnengenufs für Auge und Ohr sucht. Es ist eine für die Geschichte seines Theaters Epoche machende Veränderung seit wenigen Jahren vorgegangen, ein neuer Operngeschmak entstanden, der, wie man mit Gewifsheit behauptet, durch den Sänger Marchesi eingeführt worden ist. Er hatte wohl seine Ideen hierüber in Frankreich gebildet, und konnte um so weniger Schwierigkeiten finden, den neuen Geschmak in seinem Vaterlande herrschend zu machen, da er, neben dem hohen, einschmeichelnden Talent des Reformators, wegen der grofsen

Bequemlichkeit, wodurch er sich dem Sänger empfahl, und der blendenden Wirkung, die er auf den Zuschauer machte, sich beiden gleich gefällig anschmiegen mufste. Ehemals waren die Ballette weit kürzer, und darum nur als Nebensache angesehen. Heut zu Tage aber, da sich die Tanzkunst aus der Kindheit, in welcher sie in Italien so lange lag, etwas zu erheben anfängt, interessiret man sich weit mehr für dasselbe, und es ist dahin gekommen, dafs das Publikum eben so sehr gute Tänzer, als gute Sänger verlangt. Dadurch hat aber das Ballett eine Ausdehnung erhalten, welche mit einem Stük des Metastasio und der Länge des Theaterabends im gröfsten Mifsverhältnifs steht, und die erstern natürlich verdrängen mufste, da es in der Geschichte aller menschlichen Dinge liegt, dafs das Alte dem Neuen weiche. Jene theatralische Revoluzion führte auch die Chöre ein, welche für Aug und Ohr von so pikan-

ter Wirkung sind, und bei dem häufigern Dekorazionenwechsel auch die schönen Colpi d'occhio erlauben, worauf die Theaterdirektoren so grofses Gewicht legen. Dies ist der karakteristische Unterschied zwischen den heutigen und den frühern Opern, zu welchem Marchesi durch einige, im französischen Geschmak geschriebene Dramen, wie z. B. den Deserteur, die Lodoiska, die er ausdrüklich für sich arbeiten liefs, die Muster gegeben hat. Seit dieser Zeit ist der Dichter überhaupt mehr von dem Sänger abhängig geworden, und theilte das nehmliche Schiksal, wiewohl in minderem Grade, mit dem Tonsezer. Damit kam man aber auch von den strengen, sonst fest bestimmten Regeln der Oekonomie in dieser poetischen Gattung zurük, welche sonst für jeden der drei ersten Sänger bestimmt fünf Arien, und zwar zwei im ersten Akt, andere zwei im zweiten, und Eine im dritten forderten, und ein gleiches Maafs

ungefähr für jeden der übrigen Sänger bestimmten. Jene, so genau abgemessene Hinsicht der Poesie auf die Musik — dafs z. B. nicht zwei pathetische Arien auf einander folgen durften; die Bravourarien, und die arie di azione, di mezzo-carattere, die Menuets und die Rondo's gleich vertheilt seyn mufsten — und auf den Rang der Sänger, dafs keine pathetische oder Bravourarie denen vom zweiten Range gegeben wird — weil sich, wie Goldoni sagt, diese armen Wichte keine Ehre machen dürfen — alles dieses hat von seiner alten Strenge gewaltig verlohren; dafür ist der Dichter aber so manchen andern Foderungen unterworfen worden, welche der Poesie noch weit mehr schaden, und ein dichterisches Meisterwerk in diesem Fache beinahe unmöglich machen. Er, so wie der Tonsezer, arbeiten meist für einen Virtuosen ausschliefslich, und sie müssen ihre Arbeit daher nach dessen Launen

und Kräften einrichten. Darum sind aber auch die neuern musikalischen Kunstwerke der Italiener in Hinsicht auf die Poesie so erbärmlich, dafs es einem weh thut, diese Zaubertöne an die erbärmlichsten Machwerke verschwendet zu sehen. Wenn z. B. in der schönen Oper Zaira, ein alter, halbverstorbener Vater aus Freude über die Wiedererkennung seiner Kinder in eine Todesohnmacht fällt, welche ihn leicht am Wiedererwachen hindern dürfte, so hat der Dichter doch keinen Anstand genommen, seine zärtlichen Kinder: o giubbilo! o piacere! (o Jubel! o Freude!) ausrufen zu lassen.

Die Tonsezer selbst aber besizen gewöhnlich bei weitem nicht die hinlänglichen Kenntnisse ihrer Sprache, um die gröbsten Verstösse gegen ihren Rhythmus zu vermeiden. Worte wie capace, auf der vorlezten Sylbe kurz absingen zu lassen, sind Fehler, die eben nicht sehr selten sind, und gegen

die man wohl durch die vortreflichen Kompositionen talentvoller Ausländer gleichgültig geworden ist.

Man hat die Geringschäzung der Poesie in Operntexten so weit getrieben, dafs man in denselben oft auch die allernothwendigsten Theile der Handlung hinwegläfst. Jeder Virtuose flikt eine, ihm besonders gelingende Bravourarie beinahe in jede Oper ein, und wo ein rührender Gesang stehen sollte, wird nicht selten ein munteres Rondo abgesungen. Man erzählt von dem Theater von S. Benedetto in Venedig eine lustige Anekdote, deren Gewifsheit ich verbürgen kann, und wozu ich Ihnen noch manchen Pendant liefern könnte Der erste Sopran hatte ein zärtliches Rondo an die zweite Frau abzusingen. Auf einem Stein sizend, sollte sie ihn anhören. Der Stein war nun immer da, aber die darauf Sizende fehlte häufig. Das hielt aber den Sänger nicht ab, die Klage über

die Grausamkeit seiner Geliebten an den sie vorstellenden Stein abzusingen. Und dies fand man höchstens lächerlich, nicht unschiklich.

Die Sparsamkeit, mit welcher die Sänger von niedrigerem Range bezahlt werden, hat die Folge, dafs diese gewöhnlich in ihrer Kunst ganz erbärmlich sind. Das Publikum besizt daher auch selten die Geduld, ihnen in den oft wiederholten Opern jeden Tag ihre Arien abzuhören. Man erleichtert diesen armen Wichten aber den Verdrufs, nicht angehört zu werden, dadurch, dafs man von jenen unglüklichen Parthien bei der zweiten und den folgenden Vorstellungen, immer so viel als möglich wegschneidet. Ich habe es sogar gesehen, dafs die ganze Entwiklung der Geschichte öfters fehlte, weil es der ersten Frau unbehaglich war, jeden Abend eine ganze Viertelstunde lang fortzusterben.

Und doch wird niemand, wer je italienische Opern gehört hat, sie vergessen können.

Ausser den Reizen, welche die Musik dieses Volks überhaupt hat, wurde dasselbe von der Natur nach ganz besonders für sie begünstigt. Es ist wohl nicht zu zweifeln, dafs die Stimmorgane der Italiener — was auch der Grund davon sey! — glüklicher gebildet sind. Man höre nur die Gesänge des niedrigsten Volks auf den Strafsen, höre die Mädchen trillernd durch die Häuser trippeln, und man wird sich sogleich von der Wahrheit dieser längst gemachten Bemerkung überzeugen. Denn bei keinem Volke bricht die Fröhlichkeit so leicht in Gesang aus, wie bei den Italienern. Man wird nicht leicht ein Mädchen ein Geschäft verrichten sehen, wobei sie nicht sänge. Die Handwerker besonders singen den ganzen Tag zu ihrer Arbeit fort, und in Rom ergreifen sie zur Erholung gewöhnlich die Guitarre, welche sie mit Gesang begleiten. — Auch ist ihnen dieser Vorzug schon so früh eingestanden worden,

dafs Paulus Diaconus ums Jahr 800 diesem Gesang den Preis der Anmuth und Weichheit zuerkannt, und Gregor von Salzburg (ums Jahr 1170 Weihbischof daselbsst), im Bewufstseyn deutscher Kraft, den Sängern dieser Nazion Weibischkeit vorwirft.

Zu diesem glüklichen Stimmorgan rechne ich noch eine andere Gunst der Natur, welche seltener, wie ich glaube, bemerkt worden ist. Ich meine das feine Ohr der Italiener. Die Leichtigkeit, mit welcher sie eine Melodie ins Ohr fassen, ist ausserordentlich, und eine vorzügliche Opernarie wird, kaum einigemale gegeben, auch schon auf den Strafsen nachgesungen. Ueberhaupt sind die vorzüglichsten Meisterwerke der italienischen Musik häufig in dem Munde des gemeinen Volkes, und ein Gassenhauer mufs wirkliche Vorzüge haben, wenn er sich bei demselben erhalten soll. Sehr merkwürdig äussert sich diese Begünstigung der Natur

auch darin, dafs es so wenige Uebelhörende in Italien giebt. Wenn das Alter häufiger in diesem Lande das Sehorgan verdunkelt, so verschont es dafür die Gehörwerkzeuge. Und von diesem Vorzug darf man doch gewifs auch auf die gröfsere Feinheit eines italienischen Ohres schliessen; denn, was auch der Grund davon seyn mag, er ist in der Natur gegründet, und mufs, wenn er selbst das Trommelfell der Alten erhält, doch gegen die Jüngern nicht ungerecht seyn.

Wenn man den Italienern in Rüksicht auf musikalischen Geschmak den Vorwurf machen kann, dafs sie mehr die Kunst, als die schöne Natur schäzen, so ist doch nicht zu läugnen, dafs sie auch für diese Sinn haben, wenn sie gleich nach jener mehr den Werth ihrer musikalischen Kunstwerke bestimmen. Das Parterre, das gemischte Publikum ist es, das im Theater klatscht, schreit, stampft — also Beifall giebt. Aber man mufs gestehen,

dafs sie es doch meist richtig genug treffen; und ob sie gleich durch kühne Rouladen und Kadenzen am lebhaftesten entzükt werden, so gleitet das Wahre, das Rührende, doch auch nicht ohne Wirkung an ihnen vorüber. Wenn sie die erstern daher durch laute, lärmende Beifallszeichen feiern, so drüken sie ihre Gefühle über das leztere durch laut hörbare Athemzüge und durch ein leises, aus der Brust gezogenes, ah! Bravo! Bravo! aus, welches sich nach und nach bis zum höchsten Jubel verstärkt.

Jenen Begünstigungen der Natur kam ohne Zweifel die musikalische Bildung des Volks überhaupt glüklich genug zu statten. So wie dieselbe bei den Griechen zur Vollendung des *καλος καγαθος* gehörte, so wie bei ihnen die Theorie der Musik in den Schulen der ersten Weltweisen gelehrt wurde, so waren in ältern Zeiten auf allen italienischen Universitäten Lehrstühle für dieselbe errichtet. Es gab

musikalische Sekten, und somit natürlich auch musikalische Kriege. Und da es meist die Geistlichen waren, welche darin die Streiter machten, so ist es sehr begreiflich, wenn der Kampf sich oft so sehr erhizte, dafs sich Päbste und Concilien in die Sache mischen mufsten. Seit jener Zeit hat sich der Geschmak für die Musik niemals verloren, und die Nazion rechnete sie immer unter ihre theuersten Freuden. Heutzutage ist sie häufig der wesentlichste Theil der Erziehung, und wenn man auch nicht daran denkt, das Kindlein lesen und schreiben zu lehren, so wird wenigstens der Unterricht in der Musik nicht vergessen. In Rom besonders ist sie ein so wesentlicher Theil der gesellschaftlichen Unterhaltung, dafs man beinahe sagen dürfte, sie wird am meisten durch sie belebt. In den Mittelständen giebt es kaum eine, auf einem etwas anständigen Fufs lebende Familie, welche nicht manchmal alle, auch die entferntesten

Bekannten zu einer sogenannten Akademie einladet, in welcher man sich fast einzig und allein mit Musik unterhält. Die Frau des Hauses macht gewöhnlich den Anfang, und wer Muth genug hat, sich hören zu lassen, folgt nach. Kardinäle selbst zeigen in solchen Gesellschaften ihre Geschiklichkeit, und ich habe den Kardinal Ruffo nicht selten mit dem fürchterlichsten Basse die Ohren seiner Zuhörer bearbeiten gehört. Man denke, ob dieses Alles nicht zur Bildung des musikalischen Geschmaks der Nazion beiträgt, und ihr zu dem Rufe verhelfen mufste, in welchem das Ohr der Römer, an das der gute Tonsezer appelliret, so wie es den schlechten in Schreken sezt, in ganz Italien steht.

In keinem Lande findet man so viele tiefe Kenner der Musik. Ihr Studium wird mit einer ausserordentlichen Gründlichkeit getrieben, und der Anfang desselben nicht mit

der Ausübung gemacht, wie in andern Ländern. Daher hat der Tonsezer auch strenge Richter zu befürchten, die, wenn sie das Gute gleich zu schäzen wissen, darum doch über die Fehler nicht hinwegsehen. So entfernte sich Gluk einst, ich glaube in seinem Orpheus, von den Regeln der Theorie, und brachte dadurch die gröfste Wirkung hervor. Bekanntlich sind die neapolitanischen Musiker die gründlichsten Theoretiker, und diese waren daher nicht mit der Neuerung zufrieden; doch äusserte einer der tiefsten Kenner unter denselben, dafs er, troz der, in der Oper enthaltenen Fehler gegen das System, zufrieden seyn würde, sie gemacht zu haben.

Aber auch in keinem Lande geht der Enthusiasmus für die Musik weiter, als in diesem. Hier nur kann der wahre Künstler seinen Triumph feiern, und durch der Töne Gewalt aus seinen Zuhörern machen was er will. So oft schon hat man die ganze Volks-

menge eines Theaters in Thränen schwimmen, so oft sie schon in Ein, alle gleich stark durchdringendes Gefühl aufgelöst gesehen. Jede Huldigung scheint ihnen da zu klein. Oft nahmen sie den Künstler auf die Schultern, und trugen ihn im Triumphe nach Hause.

Diese Liebe zur Musik hat sich häufig in den bizarrsten Sprüngen gezeigt. Ich führe Ihnen nur Ein Beispiel von Raserei für dieselbe an, dessen Zuverläfsigkeit ich versichern kann. In Pisa lebte ein reicher Edelmann, welcher eine eigentliche Leidenschaft für die Musik gefafst hatte. Sie zu befördern, war ihm kein Opfer zu schwer. So lokte er z. B. die Kinder armer Eltern, an denen er musikalische Talente bemerkte, zu sich ins Haus, versprach, sie zu erziehen, und die Sorge für sie auf immer auf sich zu nehmen. Solche armen Geschöpfe liefs er dann an entfernten Orten ihrer Mannheit berauben,

und schikte sie, nachdem sie den vollständigsten Unterricht für ihr künftiges Gewerbe erhalten hatten, als Sänger in die Welt.

Sehr wenig konnten ihr daher die wenigen Gegner schaden, welche die Oper denn doch auch immer in Italien hatte. Mehrere Schriftsteller haben sie angegriffen, und ihr vorgeworfen, dafs sie, wenn sie auch nicht verderblich auf die Sittlichkeit des Volks wirkte, doch auch für die grofsen Summen, welche sie kostete, keinen wesentlichen Nuzen hervorbrächte. Nicht ohne Grund werfen ihr Albergati, Compagnoni — diese beiden besonders in dem gedrukten Briefwechsel von ihnen, und der erste dann wieder in seinen Briefen an den Ab. Zacchiroli (Lettere capricciose, und Lettere piacevoli — und Alfieri vor, dafs sie das Gedeihen der dramatischen Kunst in Italien verhindere, und der Erstere hauptsächlich hat es versucht, ihr durch Spott schädlich zu werden. So

behauptete er, dafs die Musik unmöglich Gefühle und Leidenschaften bestimmt und ausschliessend bezeichnend ausdrüken könne. Er habe mehrere Versuche gemacht, und z. B. die Musik der Arie:

Benedette le galline,
Che non hanno gelosia! *)

ganz passend zu:

Non è ver, che sia la morte
Il peggior di tutti mali

gefunden. Allein man lachte darüber, und gieng doch wieder in die Oper, die Schriftsteller mochten sagen was sie wollten. Denn, wenn es auch nicht der süsseste Sinnenreiz wäre, den man im musikalischen Drama findet, so enthalten doch schon die gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt Gründe

*) Ich lobe mir die Hühner, die sind doch nicht eifersüchtig; und: Es ist nicht wahr, dafs der Tod das schlimmste aller Uebel sey. Beide Stüke aus zwei verschiedenen Opern, wie man sieht.

genug — wie Sie sich aus meinen vorhergehenden Briefen erinnern werden — warum man dasselbe jeder andern dramatischen Darstellung vorzieht, und warum es auch wohl immer so bleiben wird. Leben Sie wohl!

Neapel, den 10. *September* 1804.

Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen eine Darstellung der Schauspielkunst in diesem Lande zu geben, und hofte dieses gewifs ausführen zu können, weil ich den Vorrath von Materialien dazu von Tag zu Tag unter meinen Papieren anwachsen sah. Nun da ich anfange, sie zu ordnen, finde ich erst, dafs ich das Unmögliche unternommen habe. Es war mir nicht eingefallen, dafs es noch überhaupt keine Schauspielkunst giebt, und dafs in Italien am allerwenigsten an sie zu denken ist, wo man eine ästhetische Schäzung des Theaters bisher kaum geahnet hat. Wenn Sie also eine Schilderung der Schauspielkunst in ihrem ganzen Umfange erwarten sollten, so mufs ich Ihnen zum Voraus sagen, dafs das, was ich Ihnen geben kann, nichts weiter als einzelne Züge sind, welche die Art der dramatischen Darstellung in Italien karak-

teristisch unterscheidend bezeichnen. Ich schike sie meinen Bemerkungen über einzelne Schauspielertruppen, so wie über die Aufführung einzelner Stüke voran.

Es giebt vielleicht kein Theater in der Welt, welches einen so bestimmten Karakter hat, wie das französische. So wie sich der Franzose im Leben überhaupt nach gewissen konvenzionellen Gesezen darstellt, und sich leichter, als das Glied jeder andern Nazion erkennt, so hat auch sein Theater eine Richtung genommen, welche auf nichts weniger als die Natur, sondern ganz auf gewisse Regeln gegründet ist, die zu einer Zeit, da die Nazion ihren höchsten Glanzpunkt erreicht zu haben glaubte, erfunden wurden, und dem Geschmak der Nazion eine Richtung gegeben haben, welche selbst die alles umwälzende Revoluzionsperiode nicht zu verrüken im Stande war. Italien hingegen, das sich, auch in seiner schönsten Zeit, nie in so

die Grausamkeit seiner Geliebten an den sie vorstellenden Stein abzusingen. Und dies fand man höchstens lächerlich, nicht unschiklich.

Die Sparsamkeit, mit welcher die Sänger von niedrigerem Range bezahlt werden, hat die Folge, dafs diese gewöhnlich in ihrer Kunst ganz erbärmlich sind. Das Publikum besizt daher auch selten die Geduld, ihnen in den oft wiederholten Opern jeden Tag ihre Arien abzuhören. Man erleichtert diesen armen Wichten aber den Verdrufs, nicht angehört zu werden, dadurch, dafs man von jenen unglüklichen Parthien bei der zweiten und den folgenden Vorstellungen, immer so viel als möglich wegschneidet. Ich habe es sogar gesehen, dafs die ganze Entwiklung der Geschichte öfters fehlte, weil es der ersten Frau unbehaglich war, jeden Abend eine ganze Viertelstunde lang fortzusterben.

Und doch wird niemand, wer je italienische Opern gehört hat, sie vergessen können.

Ausser den Reizen, welche die Musik dieses Volks überhaupt hat, wurde dasselbe von der Natur nach ganz besonders für sie begünstigt. Es ist wohl nicht zu zweifeln, dafs die Stimmorgane der Italiener — was auch der Grund davon sey! — glüklicher gebildet sind. Man höre nur die Gesänge des niedrigsten Volks auf den Strafsen, höre die Mädchen trillernd durch die Häuser trippeln, und man wird sich sogleich von der Wahrheit dieser längst gemachten Bemerkung überzeugen. Denn bei keinem Volke bricht die Fröhlichkeit so leicht in Gesang aus, wie bei den Italienern. Man wird nicht leicht ein Mädchen ein Geschäft verrichten sehen, wobei sie nicht sänge. Die Handwerker besonders singen den ganzen Tag zu ihrer Arbeit fort, und in Rom ergreifen sie zur Erholung gewöhnlich die Guitarre, welche sie mit Gesang begleiten. — Auch ist ihnen dieser Vorzug schon so früh eingestanden worden,

dafs Paulus Diaconus ums Jahr 800 diesem Gesang den Preis der Anmuth und Weichheit zuerkannt, und Gregor von Salzburg (ums Jahr 1170 Weihbischof daselbsst), im Bewufstseyn deutscher Kraft, den Sängern dieser Nazion Weibischkeit vorwirft.

Zu diesem glüklichen Stimmorgan rechne ich noch eine andere Gunst der Natur, welche seltener, wie ich glaube, bemerkt worden ist. Ich meine das feine Ohr der Italiener. Die Leichtigkeit, mit welcher sie eine Melodie ins Ohr fassen, ist ausserordentlich, und eine vorzügliche Opernarie wird, kaum einigemale gegeben, auch schon auf den Strafsen nachgesungen. Ueberhaupt sind die vorzüglichsten Meisterwerke der italienischen Musik häufig in dem Munde des gemeinen Volkes, und ein Gassenhauer mufs wirkliche Vorzüge haben, wenn er sich bei demselben erhalten soll. Sehr merkwürdig äussert sich diese Begünstigung der Natur

auch darin, dafs es so wenige Uebelhörende in Italien giebt. Wenn das Alter häufiger in diesem Lande das Sehorgan verdunkelt, so verschont es dafür die Gehörwerkzeuge. Und von diesem Vorzug darf man doch gewifs auch auf die gröfsere Feinheit eines italienischen Ohres schliessen; denn, was auch der Grund davon seyn mag, er ist in der Natur gegründet, und mufs, wenn er selbst das Trommelfell der Alten erhält, doch gegen die Jüngern nicht ungerecht seyn.

Wenn man den Italienern in Rüksicht auf musikalischen Geschmak den Vorwurf machen kann, dafs sie mehr die Kunst, als die schöne Natur schäzen, so ist doch nicht zu läugnen, dafs sie auch für diese Sinn haben, wenn sie gleich nach jener mehr den Werth ihrer musikalischen Kunstwerke bestimmen. Das Parterre, das gemischte Publikum ist es, das im Theater klatscht, schreit, stampft — also Beifall giebt. Aber man mufs gestehen,

daſs

Ges

hei

(un

Bey

die

ich

we

wo

Ita

ein

lic

ka

de

di

sc

m

w

de

äu

Bravo!

der Natur kam ohne

Bildung des Volks

So wie

Vollendung des

so wie bei ihnen die

in den Schulen der ersten

gelehrt wurde, so waren in ältern

Zeiten auf allen italienischen Universitäten

Lehrstühle für dieselbe errichtet. Es gab

musikalische Sekten, und somit natürlich auch musikalische Kriege. Und da es meist die Geistlichen waren, welche darin die Streiter machten, so ist es sehr begreiflich, wenn der Kampf sich oft so sehr erhizte, dafs sich Päbste und Concilien in die Sache mischen mufsten. Seit jener Zeit hat sich der Geschmak für die Musik niemals verloren, und die Nazion rechnete sie immer unter ihre theuersten Freuden. Heutzutage ist sie häufig der wesentlichste Theil der Erziehung, und wenn man auch nicht daran denkt, das Kindlein lesen und schreiben zu lehren, so wird wenigstens der Unterricht in der Musik nicht vergessen. In Rom besonders ist sie ein so wesentlicher Theil der gesellschaftlichen Unterhaltung, dafs man beinahe sagen dürfte, sie wird am meisten durch sie belebt. In den Mittelständen giebt es kaum eine, auf einem etwas anständigen Fufs lebende Familie, welche nicht manchmal alle, auch die entferntesten

dafs sie es doch meist richtig genug treffen; und ob sie gleich durch kühne Rouladen und Kadenzen am lebhaftesten entzükt werden, so gleitet das Wahre, das Rührende, doch auch nicht ohne Wirkung an ihnen vorüber. Wenn sie die erstern daher durch laute, lärmende Beifallszeichen feiern, so drüken sie ihre Gefühle über das leztere durch laut hörbare Athemzüge und durch ein leises, aus der Brust gezogenes, ah! Bravo! Bravo! aus, welches sich nach und nach bis zum höchsten Jubel verstärkt.

Jenen Begünstigungen der Natur kam ohne Zweifel die musikalische Bildung des Volks überhaupt glüklich genug zu statten. So wie dieselbe bei den Griechen zur Vollendung des καλος καγαθος gehörte, so wie bei ihnen die Theorie der Musik in den Schulen der ersten Weltweisen gelehrt wurde, so waren in ältern Zeiten auf allen italienischen Universitäten Lehrstühle für dieselbe errichtet. Es gab

musikalische Sekten, und somit natürlich auch musikalische Kriege. Und da es meist die Geistlichen waren, welche darin die Streiter machten, so ist es sehr begreiflich, wenn der Kampf sich oft so sehr erhizte, dafs sich Päbste und Concilien in die Sache mischen mufsten. Seit jener Zeit hat sich der Geschmak für die Musik niemals verloren, und die Nazion rechnete sie immer unter ihre theuersten Freuden. Heutzutage ist sie häufig der wesentlichste Theil der Erziehung, und wenn man auch nicht daran denkt, das Kindlein lesen und schreiben zu lehren, so wird wenigstens der Unterricht in der Musik nicht vergessen. In Rom besonders ist sie ein so wesentlicher Theil der gesellschaftlichen Unterhaltung, dafs man beinahe sagen dürfte, sie wird am meisten durch sie belebt. In den Mittelständen giebt es kaum eine, auf einem etwas anständigen Fufs lebende Familie, welche nicht manchmal alle, auch die entferntesten

dafs sie es doch meist richtig genug treffen; und ob sie gleich durch kühne Rouladen und Kadenzen am lebhaftesten entzükt werden, so gleitet das Wahre, das Rührende, doch auch nicht ohne Wirkung an ihnen vorüber. Wenn sie die erstern daher durch laute, lärmende Beifallszeichen feiern, so drüken sie ihre Gefühle über das leztere durch laut hörbare Athemzüge und durch ein leises, aus der Brust gezogenes, ah! Bravo! Bravo! aus, welches sich nach und nach bis zum höchsten Jubel verstärkt.

Jenen Begünstigungen der Natur kam ohne Zweifel die musikalische Bildung des Volks überhaupt glüklich genug zu statten. So wie dieselbe bei den Griechen zur Vollendung des *καλος καγαθος* gehörte, so wie bei ihnen die Theorie der Musik in den Schulen der ersten Weltweisen gelehrt wurde, so waren in ältern Zeiten auf allen italienischen Universitäten Lehrstühle für dieselbe errichtet. Es gab

musikalische Sekten, und somit natürlich auch musikalische Kriege. Und da es meist die Geistlichen waren, welche darin die Streiter machten, so ist es sehr begreiflich, wenn der Kampf sich oft so sehr erhizte, dafs sich Päbste und Concilien in die Sache mischen mufsten. Seit jener Zeit hat sich der Geschmak für die Musik niemals verloren, und die Nazion rechnete sie immer unter ihre theuersten Freuden. Heutzutage ist sie häufig der wesentlichste Theil der Erziehung, und wenn man auch nicht daran denkt, das Kindlein lesen und schreiben zu lehren, so wird wenigstens der Unterricht in der Musik nicht vergessen. In Rom besonders ist sie ein so wesentlicher Theil der gesellschaftlichen Unterhaltung, dafs man beinahe sagen dürfte, sie wird am meisten durch sie belebt. In den Mittelständen giebt es kaum eine, auf einem etwas anständigen Fufs lebende Familie, welche nicht manchmal alle, auch die entferntesten

dafs sie es doch meist richtig genug treffen; und ob sie gleich durch kühne Rouladen und Kadenzen am lebhaftesten entzükt werden, so gleitet das Wahre, das Rührende, doch auch nicht ohne Wirkung an ihnen vorüber. Wenn sie die erstern daher durch laute, lärmende Beifallszeichen feiern, so drüken sie ihre Gefühle über das leztere durch laut hörbare Athemzüge und durch ein leises, aus der Brust gezogenes, ah! Bravo! Bravo! aus, welches sich nach und nach bis zum höchsten Jubel verstärkt.

Jenen Begünstigungen der Natur kam ohne Zweifel die musikalische Bildung des Volks überhaupt glüklich genug zu statten. So wie dieselbe bei den Griechen zur Vollendung des καλος καγαθος gehörte, so wie bei ihnen die Theorie der Musik in den Schulen der ersten Weltweisen gelehrt wurde, so waren in ältern Zeiten auf allen italienischen Universitäten Lehrstühle für dieselbe errichtet. Es gab

musikalische Sekten, und somit natürlich auch musikalische Kriege. Und da es meist die Geistlichen waren, welche darin die Streiter machten, so ist es sehr begreiflich, wenn der Kampf sich oft so sehr erhizte, dafs sich Päbste und Concilien in die Sache mischen mufsten. Seit jener Zeit hat sich der Geschmak für die Musik niemals verloren, und die Nazion rechnete sie immer unter ihre theuersten Freuden. Heutzutage ist sie häufig der wesentlichste Theil der Erziehung, und wenn man auch nicht daran denkt, das Kindlein lesen und schreiben zu lehren, so wird wenigstens der Unterricht in der Musik nicht vergessen. In Rom besonders ist sie ein so wesentlicher Theil der gesellschaftlichen Unterhaltung, dafs man beinahe sagen dürfte, sie wird am meisten durch sie belebt. In den Mittelständen giebt es kaum eine, auf einem etwas anständigen Fufs lebende Familie, welche nicht manchmal alle, auch die entferntesten

hohem Maafse für das Theater interessirte, dem es überdies von jeher eben so gut an einem Zentralpunkte der Geschmaksbildung, als der politischen Wirksamkeit fehlte, konnte niemals diesen Vortheil oder Nachtheil, wenn Sie wollen, haben.

Unstät, wie der Geschmak der Nazion, war auch der Antheil an seinem Theater, und wechselnd darum das Schiksal desselben. Es lagen auch, ausser vielen andern mitwirkenden Gründen, noch so manche in dem Stande und der Person des Schauspielers selbst, dafs es unläugbar ist, die Nazion habe bis jezt immer aufs Theater, das Theater nie auf die Nazion gewirkt. Daraus ergab sich dann natürlich, dafs es nie einen bestimmten Karakter annehmen konnte, weil es sich unaufhörlich einer gemischten Gesellschaft anpassen mufste. Es kam noch dazu, dafs in Italien nie stehende Schauspielertruppen statt gefunden haben, was

doch, wie ich nicht zweifle, dem französischen Theater in Paris, und somit auch in der Provinz, wo nur geachtet war, was die Hauptstadt achtete, jenen fest und deutlich gezogenen Karakter gegeben hat, der es von dem unstäten anderer Nazionen in diesem Punkte so auffallend unterscheidet. Frühe hatte die dramatische Poesie der Franzosen ihren höchsten Punkt erreicht. Die Stüke der Racine, Molière u. s. w. hatten sich, so zu sagen, für immer auf ihrer Bühne angesiedelt. Die einzelnen Rollen waren von der ganzen Nazion gekannt, und ihre Darstellung unterhielt die Zuschauer nur in sofern, als sie begierig seyn konnten, zu sehen, wie die ihnen so bekannte Rolle werde gegeben werden. Grofse Talente hatten sich in der Darstellung derselben gezeigt, und die Nazion, überzeugt, dafs das Höchste geschehen sey, schränkte den Ehrgeiz ihres Schauspielers nur auf die Erreichung jener Muster ein.

Ein Schauspieler, der einmal auf einem Parisertheater angestellt war, verliefs es nicht leicht wieder. Er hatte da sein Vorbild im Auge, und es geschah auf diese Weise, dafs sich ein junger Schauspieler das alte immer wieder verjüngte. Dieses dauerte so Jahrhunderte fort. Der Schauspieler konnte das alte Muster nur vermehren und vervollkommnen, aber von seiner Bahn abzugehen, das machte ihm die einmal feste Geschmaksrichtung seiner Nazion unmöglich. So entstand eine eigentliche Schule, welche sich durch Lehre und Beispiel fortpflanzte, und dem französischen Theater seine bestimmte Haltung gab.

Indefs wird sich auch nur der Franzose in seinem Theater gefallen; denn wenn Konvenzionen im Leben beschwerlich sind, so sind sie auf der Bühne nur dann erträglich, wenn sie durch ihre schlimmen Folgen als warnendes Beispiel dargestellt werden. Den

Zwang im Leben scheut keine Nazion leicht so sehr wie die italienische; und sie mag darum auch von jeher gefälliger, als jede andere, die Freiheit des Theaters verziehen haben. So wie die zufällige Stimmung des Publikums war, mufste sich auch das Schauspiel und der Schauspieler ihm darstellen, und es konnte schon ausser diesem keine solche bleibenden Rollen geben, wie auf dem französischen Theater, da auch seine Dichter bisher noch nicht dazu berechtigt hatten. Unmöglich konnte also auch eine Schule entstehen; es konnten sich unmöglich allgemeine Grundsäze festsezen, wie etwas dargestellt werden sollte. Richte dich nach denen, welche dich bezahlen, war der Grundsaz; und hast du diesen gefallen, so hast du alles gethan, was man fodern kann.

Leichter ist es, den verdorbenen Geschmak zu befriedigen, als sich zum Ideale zu erheben. Das leztere ist nur das Werk seltener

Köpfe; das erstere kann die Arbeit bequemer Menschen seyn. Leicht begreift sich's darum, wenn sich die meisten Schauspieler an die alte Bahn hielten, oder vielmehr auf der breiten Strafse hinwandelten, so wie es denen am Wege Stehenden gefiel. Liefs doch diese Methode ihren Launen selbst das freiste Spiel, und machte ihnen die Arbeit mehr zum Scherze. Dem Einzelnen kam dabei die gleichmäfsige Richtung seines Publikums zu statten, welches sich eben so gerne, als er, den Eingebungen und Wirkungen des Augenbliks überliefs.

So ergab sich dann das Hauptresultat: Dafs in Italien die dramatische Darstellungsart keinen bestimmten Karakter habe, sondern sich meist der zufälligen Geschmaksrichtung eines einzelnen Publikums, oder einer bestimmten Zeit anpafste; oder vielmehr:

Es giebt auf dem Theater dieser Nazion keinen Styl, sondern höchstens gewisse Regeln, und diese nicht in Beziehung auf die Kunst, sondern nur auf den Zuschauer.

Es giebt also in Italien absolut kein System in der Darstellung, nur eine Politik. Man begnügt sich, wie ich später ausführlicher zeigen werde, mit einigen Hauptschlägen das Publikum zu treffen, und bekümmert sich im übrigen wenig um die Wirkung, welche hervorgebracht werden könnte. Der Schauspieler glaubt sich natürlich hierzu um so mehr berechtigt, da er das Publikum weder an ihm, noch an dem Stüke selbst Antheil nehmen sieht, wovon die Gründe in andern Briefen angegeben sind, welche das Theater als Conversazionsort karakterisirt haben.

Man vernachläfsigt es daher gänzlich, eine richtige, getreue und eine schöne Darstellung zu geben. Eine richtige und getreue,

indem, ausser der Poesie, weder auf Wahrheit im Kostüm, noch in den Dekorationen Rüksicht genommen wird; eine schöne Darstellung, indem der Schauspieler, troz des feinen Sinnes seiner Nazion für das Wohlgefällige, eben so wenig durch schöne Haltung des Körpers, als durch mahlerische Stellungen auf diesen Punkt hinarbeitet. Oefters scheint es zwar, als ob er durch ein gewisses Halten seiner Arme eine Schönheitsregel zu befolgen suchte; aber er dauert die Mühe, so ihm dies macht, nie das ganze Stük hindurch aus. Jezuweilen nur läfst er sich durch den Dichter erheben; durchgängig begnügt er sich aber, nur in einer gewissen Attitude mit aufgehobenen Armen von der Scene abzutreten. Ueberhaupt beweist er so wenig Achtung gegen das Publikum, welches dies auch ganz billig um ihn verdient. Seine Stellungen gegen dasselbe nimmt er nicht leicht mit den Rüksichten, welche man sogar

im gesellschaftlichen Leben beobachtet, und die auf dem französischen Theater strenge Regel sind. Nur das Beiseite und die Sentenzen sagt er gewöhnlich in das Parterre hinunter, wozu er auch durch die Unnatürlichkeit der dramatischen Poesie seines Volks gezwungen ist, welche beides, gleichsam als Commentar und Glossen des Stüks, auch einzig und allein für das Publikum bestimmt zu haben scheint. Sie nimmt es damit so wenig genau, dafs sie die lezten, die Sentenzen, auf die lächerlichste Weise gewöhnlich den Kammermädchen und ähnlichen Karakteren in den Mund legt.

Gerne möchte ich die Schauspieler für die Nachläfsigkeit entschuldigen, mit der sie ihr Publikum behandeln, wenn man einem Menschen überhaupt das Streben nach dem Höchsten erlassen dürfte. Der Beifall desselben kann dem denkenden Kopfe in diesem Stande gar nichts werth seyn, da er ihn so selten

dem Verdienst so häufig dem Unverdienst ertheilt sieht. Wenn das Publikum zufrieden ist, so ruft es den Schauspieler am Ende heraus, und klatscht ihm lebhaft zu. Aber diese Auszeichnung wird mit so wenigem Zartgefühl ertheilt, dafs man die schlechtesten Subjekte oft damit nekt, sie mehreremale hintereinander herauszurufen. Einmal sah ich sogar in dem Pracht- Schlacht- Prang- und Drang-Stük: La vita e morte di Nerone, dafs man erst die besten Schauspieler, und endlich auch den Löwen herausrief, „weil er," wie Zettel beim Shakespeare, „gebrüllt hatte, dafs es ihnen im Herzen wohl that." Eine schöne Frau findet es eben so leicht auf der Bühne als im Leben zu gefallen, und wenn sie auf der ersten auch keinen der Vorzüge zeigt, so ihr im lezten fehlen. Ein niedrig komischer Spafsmacher — so erbärmlich er seine Rollen darstellt — gewinnt sich durch abgeschmakte

Verzerrungen des Gesichts bei dem grofsen Haufen im Parterre Beifall; denn es giebt noch keinen Stand in diesem Lande, welcher sich durch auszeichnende, unter ihm vorzugsweise herrschende höhere Bildung zum kompetenten Richter über das was gefallen, und was verworfen werden mufs, aufwerfen dürfte. Die meisten Schauspieler begnügen sich daher mit gewissen Handwerkskniffen, durch die sie sich so viel Beifall zu versichern suchen, als ihnen nöthig ist, um von dem Theaterunternehmer gut bezahlt zu werden.

Diese Kniffe zusammen bilden ein gewisses manierirtes Spiel, aber keine durchgängig erhaltene Manier. Der Zwek desselben ist, wie schon bemerkt, das Publikum auf Augenblike zu gewinnen, um ihm so nach und nach eine gewisse Dosis von klatschendem Beifall abzunöthigen, welche das respektive Glük des Schauspielers machen mufs.

Er legt die Kraft, die er dazu anwendet,

auf die starken Stellen seines Dichters. In diesen kündigt er den leidenschaftlichen Ausdruk des Karakters zuerst auf der Fläche des Körpers an, und bricht dann auf einmal heraus. So habe ich Morrochesi'n, von dem ich Ihnen später sprechen werde, in verschiedenen Trauerspielen gesehen. So sagt ihm Poppea in der Oktavia des Alfieri als Nero:

Attonito da prima
Dalle insolenti popolari grida
Fosti al tornar di Ottavia, orcrescer odi
L'ardire, onde atterrito....

Das Atterrito greift ihm tief ins stolze Herz, schon zeigt sich des Zorns Anfang in seinem Gesicht — Atterrito io? — fragt er mit leiser aber fürchterlich hohler Stimme. Und Poppea fährt fort:

So, che il forte tuo cuore ognor persiste
Nella vendetta; ma son dubbj i mezzi;
E intanto esposto a replicati oltraggi
Rimani tu. Le irriverenti fole
Per anco udir di un Seneca t'è forza:
Ben vedi.

Und während dieser Rede drükte Nero die Steigerung des Zorns von der Entstehung desselben in den stillen, aber furchtbaren Bewegungen seines Gesichts und ganzen Körpers aus, wie ich sie Ihnen in Zukunft beschreiben werde, bis er endlich fürchterlich ausbricht:

Atterrito io?

und Poppea schnell sich verbessert. Er gab diese ganze Scene mit einer Wahrheit im Ausdruk, dafs zu bedauren ist, wenn die Nazion nicht durch auszeichnenden Beifall ein Talent zu ermuntern sucht, welches sich gewifs zur höchsten Vollkommenheit in diesem Fache erheben würde. Solche Rollen sind es, welche wirken. Aber einem Blize gleich, der unschädlich niedergefallen ist, lassen sie keinen Eindruk zurük; denn die Nachläfsigkeit, womit der Schauspieler nachher gewöhnlich wieder fortfährt, verdirbt alles.

Eine andere, am häufigsten angewendete,

und des Beifalls gewisseste Manier ist die, dafs der Schauspieler den Ton nach und nach bis zur höchsten Stärke emporsteigert, und, als ob er sich plözlich besönne, auch eben so schnell herabsinkt, und in einem ruhigen, aber festen Tone fortfährt; dafs eine Schaupielerin mit Vorwürfen, Drohungen sich bis zur Spize des Ausdruks von beiden erhebt, und dann schnell in ein mitleiderregendes Jammern herabsinkt; kurz in den raschesten Uebergang von einem leidenschaftlichen Ausdruk in den andern sezt der italienische Schauspieler den Hauptbrennpunkt, mit dem er seine Zuhörer zu treffen sucht.

Eine andere Manier sich demselben gefällig zu machen, ist die Mahlerei des Körpers und der Töne in einzelnen Stellen. Kein Theater ist reicher an schmukvollen Reden, als das italienische. Es giebt unter den besten Dichtern desselben sehr viele, worin die

handelnden Personen eben so viele Redner zu seyn scheinen. Statt Handlung in das Stük selbst zu legen, lassen sie sie ausser demselben beschreiben, und da die Nazion so vielen Sinn für Poesie hat, so begnügt sie sich gerne mit schönen Deklamazionen; ja das Gefallen an denselben ist vielleicht ein karakteristischer Zug jedes italienischen Theaterpublikums.

Auf gute Deklamazion kommt daher beim italienischen Schauspieler unendlich viel an, und ich habe manche gekannt, die sehr gerühmt wurden, ob sie gleich keinen andern Vorzug hatten, als diesen einzigen. Zwar sagt ein französischer Schauspieler selbst: «Deklamazion sey das Talent des talentlosesten Schauspielers;» allein es ist doch ein Talent, und wahrlich kein so häufiges; und es ist keine kleine Aufgabe, wenn Seneka eine Viertelstunde lang in seiner Todeswanne fortphilosophiren, Nero einen ganzen Akt

hindurch sterben, und doch die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer erhalten; und wenn überhaupt die ganze Handlung des Stüks auf der Bühne sehr oft nicht dargestellt, sondern beschrieben werden mufs. Diese Akkommodazion an den Dichter und Volksgeschmak hat die Manier hervorgebracht und befestigt, jede Beschreibung mit eigener Hand zu begleiten *).

So sah ich Morrochesi'n, in Alfieri's Saul, den David auf dem heiligen Berge schildern,

*) Gerade wie in Peregrin Pikle (B. 4. 170.) dem Schauspieler Quin vorgeworfen wird, wo er in der Stelle:

. . . . Er nahm ihn auf;
doch kaum war er von seinem Blik entfaltet,
so starrt er schnell, als hätt' ein Pfeil sein Auge
durchbohrt, und warf ihn zitternd auf den Boden.

Alles das, was er beschreibt, selbst mimisch darstellt, unerachtet es hier noch

wie er sich vor Samueln niederwirft, und ihn fleht, ihm die angebotene Krone nicht aufzudringen. Der Schauspieler machte Sauln selbst, aber er stellte die Scene so dar, dafs er sich gleichsam in Davids Stelle versezte, wie dieser sich niederwarf, flehete, betete u. s. w. Sie sehen, wie unnatürlich das war. Aber Morrochesi kannte den Geschmak des Publikums. Er wufste, dafs er ihm, wenn er es in die Täuschung versezen könnte,

verzeihlicher ist, als bei Morrochesi. Aber noch stärker S. 171, wo er beschreibt:

Bestürzt und bleich stand erst mein Opfer da,
Hielt einen Seufzer noch zurük, und stiefs
Ihn dann heraus, rieb seine Stirn' und
nahm
Ihn wieder auf . . . .

wo Smollet von Quin sagt: „Der Schauspieler starrt hier wild, seufzt zweimal jämmerlich, als wär' er im Begriff zu erstiken, reibt die Stirne, und macht die Pantomime, etwas von der Erde aufzuheben." —

David selbst vor sich zu sehen, den lebhaftesten Beifall abgewinnen könnte. Und es gelang ihm, er erreichte seinen Zwek.

Dies sind die vorzüglichsten Strebungspunkte des italienischen Schauspielers, als Resultat des Studiums, als Ueberlieferung der Schule betrachtet. Alles Uebrige, was ihn unterscheidet, ist so sehr im Karakter seiner Nazion gegründet, dafs es auch nur als blofse Eigenschaft, blofses Talent derselben betrachtet werden mufs.

In keinem Lande, wie in Italien, hat das Konvenzionelle so wenigen Einflufs. Jeder zeigt sich, wenn er nicht Grund hat, seine Absichten zu verbergen, in seiner wahren Gestalt; und heftige Ausbrüche des Zorns z. B. sind eben so wenig unschiklich, als man Ausschweifungen der Liebe natürlich findet. Man hat daher Gelegenheit, den Menschen tagtäglich, wie er leibt und lebt, zu sehen, und ist so sehr an leidenschaftliche

Aeusserungen gewöhnt, dafs man sie weder merkwürdig noch unschiklich findet. Wenn der Schauspieler daher ähnliche Ausbrüche der Leidenschaft an sich darstellt, so wird er dadurch niemand in dem Grade interessiren, wie auf unsern Theatern. Er mufs die Leidenschaft im höchstmöglichsten Punkte des Ausbruches an sich sehen lassen, wenn er jenes will, und darf daher nicht auf die zarte Linie des Schönen und Anständigen Rüksicht nehmen, welche unserm Schauspieler, nach der Foderung seiner entscheidenden Richter, eben so heilig seyn mufs, als dem Mahler und Bildhauer. So habe ich einen Schauspieler in dem Stüke, la Crudelta è Morte di Nerone, sich als Nero einst, nach einem viertelstündigen Alleingespräch, auf dem Throne erstechen sehen. Er sank von Entkräftung nieder, und kollerte die Stufen herab. Allein, da er sich einmal vorgesezt hat, auf dem Throne zu sterben,

so kriecht er doch immer hinauf, so oft er auch wieder herabrollt. Mir und manchen andern war dabei herzlich bange um den Hals des armen Schelmen; allein es war sein Benefiz, und um eine volle Kasse zu leeren, sezte er gerne seinen Hals daran. — Nur sehr wenige haben das unschiklich gefunden; aber die italienische Bühne unterscheidet sich von der unsrigen gerade so, wie die neuere Kunst von der Kunst des Alterthums.

Das hat denn auf der italienischen Bühne die nehmliche Folge, wie sie, nach Herrn von Humboldts Bemerkungen, (in den Propyläen) auf dem französichen Theater statt gefunden hat. Die Rollen bekommen dadurch weniger Abwechselung und Individualität, da der höchsten Leidenschaften nur wenige sind, aber ihre Stufenleiter eine zahllose Mannigfaltigkeit darbietet.

Den Stüken überhaupt aber fehlt es darum gar nicht an Abwechselungen der Darstellung.

Natio comoeda est: sagten die alten Römer von den Griechen; und wer ist nicht in Versuchung, das Nehmliche von den neuern Italienern zu sagen? Der Schauspieler fühlt seine Rolle häufig tief genug, und wenn er aufgelegt ist, so giebt er sie oft wahr und innig empfunden, und würde es öfters thun, wenn ihm nicht so viele Bequemlichkeit in seinem Handwerk gestattet wäre. Aber eben daraus, dafs er mehr empfindet als denkt, ergiebt sich ein anderer Schaden für die Kunst. Er stellt gewöhnlich nur Leidenschaft, seltnen Karakter dar. Der Zuschauer ist in der Regel damit zufrieden, und da er seine Schauspieler nicht leicht aus einem andern als diesem Gesichtspunkt beurtheilt, so findet der Schlechteste unter denselben es nicht so ganz schwer, sich jezuweilen Beifall zu erarbeiten; ist es aber auch für den Vorzüglichsten unendlich schwieriger geworden, sich über die gewöhnliche Klasse seiner Brüder zu erheben.

Wenn der Schauspieler nur in einzelnen Rollen Karakter giebt, und wie natürlich nur in einzelnen Leidenschaften geben kann; wenn er diese, wenigstens für uns Nordländer, übertreibt, so leuchtet es doch selbst bei geringer Bekanntschaft mit der italienischen Bühne, in die Augen, dafs, dem Talent der Nazion nach, sie die erste in Europa seyn müfste. Aber ich habe es Ihnen mehrmals wiederholt, dafs eine gänzliche Veränderung in den gesellschaftlichen und sittlichen Verhältnissen des Volks vorgehen müfste, ehe dieses geschehen könnte. So lange man das Theater nur als Konversazionsort betrachtet; den Schauspieler als das nichtswerthe Werkzeug ansieht, eine, etwa in der Unterhaltung entstehende Lüke auszufüllen; so lange Alfieri's schöner Traum, die Bühne zur Schule des Lebens zu erheben — so lange dieses nicht geschieht, und andere unzählige fromme Wünsche in diesem Lande nicht erfüllt werden,

ist an keine Schauspielkunst zu denken. Leise zwar, aber sehr langsam, scheint sich die Nazion denn doch diesem Ziele zu nähern. Die alten Possen verschwinden zusehends; die ausgelassensten Späfse machen dem ernsten Trauerspiel nach und nach Plaz; die Dichter fangen an, statt Deklamazionen, körnichte Erfahrung und Wahrheit auszusprechen; statt, wie bisher, nur durch Hauptschläge auf plözliche Erschütterung ihrer Zuhörer, auf ein sittliches Ergreifen ihrer Herzen und Gedanken hinzuarbeiten; man hat sogar schon Schauspieler gesehen, welche ein tiefes Studium des Lebens in völlig gerundeten Darstellungen ausgaben: man hat nie ernstlicher als in unsern Tagen von fest stehenden Truppen gesprochen; die Oper, mit ihren kostbaren Sinnenreizen, weicht immer mehr dem Schauspiel. — Sehen Sie nicht mit mir darin die Morgenröthe einer künftigen Schauspielkunst, und freuen Sie sich nicht, in derselben

schon die Sonne einer höhern Volksbildung zu erkennen, wenn wir glauben dürfen, dafs der Geist, welcher auf dem Theater herrscht, der ähnliche Zwillingsbruder des Geistes der Nazion ist?

Neapel, den 20. September 1804.

In meinen bisherigen Briefen habe ich Ihnen das Allgemeine über das italienische Theater gesagt, was ich wufste. Leichter ist natürlich das Detail; aber es ist vielleicht auch unerschöpflich. Ich will Ihnen daher diesmal nur Fragmente geben, wie ich sie an einzelnen Theaterabenden aufgezeichnet habe. Sie sind gröfstentheils durch die Truppe Morrocchesi veranlafst, welche von vielen für die vorzüglichste in Italien gehalten wird, und, meiner Meinung nach, diesen Ruhm auch wirklich verdient. Einzelnes mag Ihnen als Beleg zu dem dienen, was ich Ihnen früher geschrieben habe.

* * *

Friedrich II ist der Lieblingsheld der Italiener, ob er gleich ein Kezer ist; was indefs viele nicht glauben wollen. In mehreren

Stüken hat er die Hauptrolle, und der Schauspieler Andolfati spielt den grofsen König wirklich mit einer Wahrheit, über welche diejenigen, die ihn noch selbst gesehen haben, erstaunen. Die Eigenthümlichkeiten der Kleidung, des Gangs, der Stellung und anderer Gewohnheiten weifs er so treu zu geben, dafs er völlig dem Bilde entsprach, welches ich mir immer von Friedrich dem Grofsen gemacht hatte.

* * *

Pietro Andolfati — ein Venezianer — und Antonio Morrocchesi sind die vorzüglichsten Schauspieler, welche ich noch in Italien gesehen habe.

Der erste war, wie ich höre, ehemals Lohnbedienter, und hat in Marseille an Tafeln servirt. Während der Revoluzion von Neapel befand er sich in dieser Stadt, und wurde einmal genöthigt, den Kardinal Ruffo

lächerlich zu machen, welches ihn nachher das Leben gekostet hätte, wenn er nicht durch seine schöne Nichte gerettet worden wäre. Er hat mehrere französische Stüke ins Italienische übersezt, und auch Kozebue's Menschenhafs und Reue vom französischen Theater auf sein vaterländisches verpflanzt. Er ist ein Mann von vieler Bildung, sehr unbescholtenen Karakters, und geachtet, so weit ein Schauspieler in Italien es seyn kann.

Vorzüglich gut spielt er die Rollen schwacher, aber gutherziger Alten. Nichts vom Anzuge zu sagen, so ist jede seiner Stellungen und Bewegungen bei ihm von der höchsten Bedeutung. Wo ihn auch seine Rolle schweigen heifst, ist er desto deutlicher durch den stillen Ausdruk innerer Gemüthsbewegung, dafs das Auge sich nie von ihm wegwenden mag.

Alle seine Rollen sind im höchsten Grade individualisirt. Er greift sie immer nahe an

der gefährlichen Linie der Karikatur auf, und ist immer so glüklich sie zu vermeiden. Nie bindet er sich zu ängstlich an den Dichter, weil ihm sein eigener reicher Wiz, und die seltene Gabe des Impromptu's die schönste Hülfe leistet. In dem Stüke, Karl XII, machte er einen alten Kriegsrath, und sollte einen Brief schreiben, welchen ihm Karl diktiert, und worin dieser von seinen künftigen Planen spricht. Erst dies und jenes erobern, e poi prender Moskau, e poi in Turchia *). — Bei dem Worte Moskaw, welches wie Mosca (die Fliege) ausgesprochen wird, machte Andolfati die Pantomime des Mükenfängers dazu, welches um so besser angebracht war, da alles doch nur Chimäre schien.

Beinahe jedesmal wird er herausgerufen,

*) und dann Moskaw nehmen, und dann in die Türkei. — (Prender mosche) heifst auch Fliegen fangen.

und er antwortet dem Beifall des Publikums gewöhnlich durch ein gut angebrachtes Impromptu. So in der Rolle des Polycarpo, eines schon alten Mannes, (in l'amore ridicolo) welcher in seine Pflegetochter verliebt ist, tausend Lächerlichkeiten begeht, und am Ende, da er der Sache am gewissesten zu seyn vermeint, sie einem glüklichern Liebhaber abtreten mufs.

Als er herausgerufen erschien, fieng er an: „Unter allen Unglüksfällen des menschlichen Lebens, die ich auf dem Theater vorstellen mufs, kann mich wohl der, welchen ich heute vorstellte, am leichtesten selbst betreffen." —

Forte, Forte! riefen einige Stimmen. Ich mufs aber wohl, fuhr er fort, meine Danksagung auf ein anderes Mal versparen, und kann nun nichts besseres thun, als ein Glas Wassers zu trinken. (Er war ganz heiser.)

Nun ward er noch einmal herausgerufen, und kam. Aber er stellte sich, als ob er nicht mehr sprechen könnte, und dankte blos durch ausdruksvolle Pantomimen.

Eben so grofsen Beifall und wirkliche Rührung zwang er dem Publikum in einem Stüke von Federici ab, wo er einen äusserst rechtschaffenen alten Vater, Namens Barrington, machte. Die erste Frau war seine einzige tugendhafte Tochter, und beide rührten durch ihr natürliches, tief empfundenes Spiel die Zuschauer. Als er herausgerufen wurde, verbeugte er sich mit vieler Würde, und fieng an: „Dankbar gegen ein so edelmüthiges Puhlikum, glaube ich demselben keinen gröfsern Beweis meiner erkanntlichen Rührung geben zu können, als meinen Wunsch, dafs jeder Vater ein Barrington seyn, und jeder Jüngling eine so schöne und tugendhafte Braut finden möge, als seine Tochter war.“

Antonio Morrocchesi wird für den ersten Schauspieler Italiens im tragischen Fache gehalten. Er ist grofs, schön gewachsen, und hat sehr viel Ernst im Gesicht, und Würde in seiner Haltung. Minister, Fürsten, stolze Väter und Helden giebt er vortreflich, und es ist Schade, dafs er nur zu oft dem Geschmake seines Publikums nachgiebt, statt diesen sich nachzuziehen, wie er es vermöchte. Karl XII habe ich ihn vortreflich, und wirklich täuschend geben sehen. Aber in Stüken der höchsten tragischen Gattung besteht seine vorzüglichste Kraft. In Saul z. B. zeigte er tausend Schönheiten der Aktion und Mimik. Im lezten Akte hob er das etwas langweilige Stük durch sein vorzügliches Spiel ganz vortreflich. Die Seelenangst, die Wuth, die Verzweiflung Sauls wurden mit fürchterlicher Wahrheit gegeben, und den Krämpfen der Leidenschaft folgte immer jene erschöpfende Schwäche,

die sich in Mienen, Aktion und Deklamazion äussert. In den vielfach veränderten Stellungen des Körpers entwikelte er alle Vorzüge einer herrlichen Körpergestalt, und die gewagtesten derselben waren immer noch schön.

* * *

Heute wurde Alfieri's Oktavia gegeben. Das wirklich schöne Stük hat grofses Interesse, und das volle Haus war mit einer seltenen Erwartung auf die Geschichte gespannt. Es war aber nicht blos der bekannte Namen Nero's allein, der diese Scene aus seinem häuslichen Leben so anziehend machte, sondern das vortrefliche Kunstwerk, und die meisterhafte Darstellung einiger Schauspieler.

Morrocchesi machte den Nero. Vertraut mit dem historischen Karakter des Despoten gab er seine Rolle. Auf der leisesten Spur folgte er dem Dichter nach, welchen er in

seinem ganzen Umfang aufgefaſst hatte. Poppea sagt zu Tigellino:

... Kaum kenn' ich Nero mehr,
In dem die Reue nichts vermag, doch sprich,
Vermag die Furcht nicht alles über ihn?

und in diesen Worten ist des Kaisers ganzer Karakter gezeichnet, Grausamkeit und Feigheit.

Die erste, Grausamkeit, zeigt sich hauptsächlich in den Handlungen, und ihn hier zu zeichnen, war die Sache des Dichters. Aber die Nüancen dieses Karakters mufste der Schauspieler ausdrüken. Hauptsächlich geschah dies durch den Zorn; denn auch im Zorn liebt er die Poppea. Wenn diese Leidenschaft in Geberden auszudrüken ist, so hat es Morrocchesi gethan. Das Entstehen derselben bis zu ihrem höchsten Punkt drükte er in den leisesten Uebergängen aus, und jedes Wort, das ihm in die Seele geworfen wurde, schlug in der Sprache des Körpers

die geziemenden Saiten an. Jene gespannte Aufmerksamkeit, das langsame Erheben des Armes, das Ausstreken des Zeigefingers, das Beissen des Daumens, das Schwellen der Unterlippe mit den knirschenden Zähnen, die gefaltete Stirne, das rollende Auge, das fürchterliche Aufblasen der Nüstern — dies war die Gradazion des Neronischen Zorns, wie ihn Morrocchesi darstellte. Und in der Furcht, das Zittern des Tons, die unstäte Richtung des Auges, die immer wechselnde Haltung der Glieder und Stellung des Körpers, das unsichere Auftreten des Fufses, das plözliche und häufige Aendern des Plazes, auf welchem er stand, und dann das leidenschaftliche Anfassen Tigellino's, die Eile, mit der er ihm befielt, das Volk auf jede Weise zum Gehorchen zu bringen:

Nach Gefallen
Verstelle dich, sag zu, versprich, betrüge,
morde,

Gold, Schreken, Waffen, Worte, alles magst
Du brauchen, bringst du sie zur Ruhe nur,
Geh, fliege, komm zurük —

dies drükte er durch ein plözliches Anfassen Tigellino's durch ein Fortreissen, Fortschieben desselbigen ganz vortreflich aus.

Es ist unbegreiflich, wie dieser Schauspieler seinen Körper und namentlich seine Mienen in der Gewalt hat. Wie Nero Poppea liebt, habe ich schon gesagt, im Zorn. In der Stelle, wo sie zu ihm spricht:

..... Zuerst bestürzt
Durch unverschämtes Volksgeschrei warst du,
Als die Oktavia zurükgekehrt. Nun siehst du,
Wie frecher Muth sich kühner jezt ergeht;
Darum erschroken —

greift ihm das, erschroken, heftig an seinen Stolz:

.... ich erschroken? —

das er zur Antwort giebt, zeigt schon den

Anfang des furchtbarsten Grimms. Während sie weiter spricht:

Ich weifs, wie in der Rachelust verharrt
Dein starkes Herz; doch halb sind deine
Mittel;
Und wiederholten Schmähungen bleibst du
Indessen ausgesezt. Noch mufst du ja
Des Seneka anmassendes Geschwäze
Anhören; du begreifst —

steigt sein Grimm auf den höchsten Grad. Er wendet sich mit dem völligen Ausdruk desselben im Gesicht gegen sie, und sein abgebrochenes:

. . . . ich erschroken?

bringt sie auf einmal auf eine Veränderung ihres gefährlichen Vorwurfs:

. . . für mich bist du erschroken, ja;
Denn andre Furcht ist deinem Herzen fremd.

antwortet sie ihm, und nun öfnet sich der Mund, das Auge thut sich weit auf, und er beugt das Haupt begierig horchend gegen sie

hin. Während dieser Zeit sieht man, wie sich die Gesichtsmuskeln von der Anstrengung des Zorns wieder in ihre natürliche Bequemlichkeit zurüklegen, und er wird zärtlicher als je.

Die erste Frau, Assunta Perotti, hatte den Dichter nicht verstanden. Einzelnes gab sie sehr vorzüglich, aber ihre ganze Rolle war unrichtig aufgefafst. Eine sanfte hohe Dulderin sollte Oktavia seyn; aber sie brach mehreremale heftig los. Manche schöne Körperdarstellung entwikelte sie in ihrem Spiel; manches gab sie treu und wahr; aber sie mufs in den höchsten Momenten der Leidenschaft seyn, um etwas zu leisten. Die Gradazion derselben versteht sie nicht. Wahr und schön starb sie; nur liefs sie das Gift zu rasch wirken, und äusserte die Krämpfe und die Entkräftung zu schnell. Dadurch wurde die Sterbescene zu lang, und die Rührung durch das Hinhalten geschwächt, ob

sie gleich Jedem durch ihr wahres Spiel, ihr konvulsivisches Zerren und Festhalten am Küssen des Stuhls Beifall abzwang.

Brunacci machte den Seneka, aber auch nicht zu meiner Befriedigung. Ueberhaupt schwer ist es, diese Rolle ächt stoisch für ein Publikum zu geben, das nichts von Stoicismus weifs. Seine Kunst schränkte sich daher auf schöne Deklamaziou, einige wahre Thränen, und ein verklärtes Lächeln des Weisen ein; aber es war vielleicht mehr historisch wahr, als poetisch schön, da er einmal über Nero's Drohungen gegen ihn zitterte.

* * *

Heute wurde Molière's Tartüffe gegeben. Brunacci machte den Tartüffe ganz vorzüglich. Er erschien in dem Aufzug eines Bacchettone, welche in Toskana bekannt genug

sind, und ganz für diese Rolle passen *). Er gab sie mit tiefem Studium, und mit bewundernswürdigem Ausdruk und Wechsel der Geberden. Aber eben weil darin, so wie in der demüthigen Stellung und dem Ton der Worte, der etwas besonders affektiert Hingebendes hatte, seine vorzüglichste Kunst bestand, so läfst sich beinahe nichts darüber

*) Diese Sekte, welche in Florenz entstanden ist, ehemals sehr ausgebreitet war, aber heutzutage nur noch wenige Mitglieder zählt, ist eine Art von katholischen Pietisten, oder besser vielleicht, Separatisten. Der Frömmler Cosmus III, begünstigte sie sehr, und man kann den Geist seiner Regierung am besten nach der von ihm gegebenen Verordnung beurtheilen, welche allen jungen Leuten verbot, die Häuser solcher Eltern zu besuchen, die unverheirathete Töchter hatten. Nur die Geistlichen, befahl er, sollten Ehen stiften, und, wie man versichert, sogar das jus primæ noctis geniessen.

sagen. In der Scene, wie er von Damis überrascht wird, und dem Orgon durch ein demüthiges Geständnifs seiner Sündlichkeit nun gröfseren Glauben an seine Tugend beibringt, erschöpfte er, während Orgon seinen Sohn mit Vorwürfen überhäufte, den ganzen Panthomimenreichthum seines Volks, um seinen Hohn und seine Schadenfreude auszudrüken. Da nahm er z. B. auch den Daumen in den Mund, und bifs darein zum Zeichen des Schimpfs, wie Shakespeare in Romeo und Julie einen erzählen läfst.

Der Uebersezer hatte das Stük gewaltig nach italienischem Fufse zugeschnitten. Vieles, und sehr viel Gutes ist weggeblieben, und manches hinzugethan. Die so fein geschilderte Scene des Zanks zwischen Valère und Marianne hatte ihre Naivetät verlohren. Der Auftritt zwischen Tartüffe und Elmire, während Orgon unter dem Tische stekt, wurde noch etwas fetter an Zweideutigkeiten

gegeben, unerachtet er selbst bei Moliere deren zu viele hat. Elmire mufste weit öfters husten, als im französischen Original, und das Publikum hatte grosse Freude daran.

Merkwürdig waren die Zeichen des Abscheu's, welchen das Publikum gegen Tartüffe äusserte. Wie bei ähnlichen Karakteren brach es immer in ein einstimmiges Hu! Hu! aus, und als Brunacci nachher herausgerufen wurde, so sprang er nur an den Zuschauern vorbei, als ob er fürchtete, von ihnen mit Steinen geworfen zu werden.

Andolfati hatte den Orgon ganz vortreflich gemacht, und wurde auch heraus gerufen. Nach seiner Gewohnheit sprach er einige Worte des Danks an das Publikum, deren Wesentlichstes in folgendem bestand: Sie alle würden die Trüffeln (Tartufi) lieben; nur rathe er ihnen sich vor solchen zu hüten, wie sie eben gesehen hätten.

* * *

In den italienischen Lustspielen ist die Cameriera, das Kammermädchen, ein eigener, man darf sagen bestimmter, Karakter. Sie ist höchst nasenweis, mischt sich in alles, und läfst ihrer geläufigen Zunge überall volle Freiheit. Selbst bei ihrer Herrschaft spricht sie immer mit, steht hinter dem Stuhl der ersten Liebhaberin, wenn diese weinend da-sizt, tröstet sie, und wirft dem Vater seine Härte vor, wenn er nicht vereinigen will, was sich liebt. Durch sie gehen die Intriguen ihrer Gebieterin; dieser ist sie immer treu, wenn sie anders nicht einmal selbst auf den Geliebten derselben Jagd macht. Sie spricht in den Beiseits und in den Monologen, deren sie immer am meisten hat, hält in diesen den Faden der Geschichte zusammen, plaudert alle Geheimnisse ihres Geschlechts aus, und verräth alle Schwachheiten desselben. Die meisten Sentenzen werden ihr in den Mund gelegt, und man ist oft in Versuchung zu

fragen: wenn die Kammermädchen so klug sind, wie müssen es erst vollends die Frauen sein?

* * *

Während der Weihnachtszeit sind die Theater für die gewöhnlichen Vorstellungen verschlossen. Dafür werden dann manchmal geistliche Opern aufgeführt, bemächtigen sich aber auch nicht selten Seiltänzer der Bühne. An diese schliefst sich immer eine kleine Schauspielertruppe an, oder die Gaukler vereinigen beide Gewerbe, um neben ihren Tänzen und Sprüngen immer auch noch pantomimische Schauspiele zu geben. Alle ihre Vorstellungen sind natürlich komisch, und zwar in der allerniedrigsten Gattung, welche aber für den Beobachter dennoch alle Merkwürdigkeit hat. Sie werden durch die sogenannten Theatermasken bewegt, welche im obern und mittlern Italien gewöhnlich aus

dem Pierrot, dem Pantalone, dem Arlechino und der Rosaura bestehen.

Die komischte Rolle ist immer die des Pierrot, eines dummen, boshaften, gefräfsigen, feigen Bedienten und unbehülflichen Lümmels. Er hat einige Aehnlichkeit mit dem neapolitanischen Polecenella, ist aber eigentlich ein bergamaskischer Bauer. Bei den Seiltänzern macht er den Pagliasso, und sein Kostüme ist in den Pantomimen ganz das nemliche, ausser dass er in diesen das Gesicht ganz weifs gefärbt, und, statt der Spizkappe, einen Schlapphût hat, welcher auf zwo Seiten aufgeschlagen, und ganz schmuzig ist. Dieser Hut gehört hauptsächlich zu seinem Wesen; denn er ist ihm Alles in Allem, Stok, Fächer, Messer u. dgl. Er mufs, so plump er übrigens ist, gewisse Sprünge machen können, und im Todniederfallen eine besondere Geschiklichkeit haben, da ihn dieses Schiksal in jedem Stük einige Male trift. Er ist der

Einzige, welcher die Stille der Aufführung zuweilen durch einige unartikulirte Töne unterbricht.

Der Pantalone ist ein einfältiger Alter, welcher von Jedermann, seinem Bedienten Pierrot, seiner Tochter Rosaura, und ihrem Liebhaber, dem Arlechino, gewöhnlich betrogen wird. Beinah jedesmal bekommt er am Ende von Lezterem Prügel, und verfolgt er, übrigens ohne Nuzen, die Andern mit seinem breiten Messer.

Der Arlechino ist ein verliebter, verschmizter, spizbübischer, in alle Lagen passender, Karakter. Oft kann man von ihm sagen, was Shakespeare von den Bauern, die er darstellt, bemerkt: „sie verbergen sich hinter ihre Narrheit, wie der Vogler hinter sein Pferd, um desto treffender ihren Wiz abschiessen zu können.“ Er hat immer mit Rosaura Liebschaft, und muſs sich dieser zu lieb in viele Gestalten verwandeln können, z. B. als Zwerg,

als Hund sogar, wo er ganz natürlich das Bein aufhebt, und den Pantalone als Ekstein gebraucht, als ein Gerippe, um den Pierrot zu schreken, welcher ihm immer in den Weg kommt, u. s. w. und er leitet überhaupt die ganze Intrigue des Stüks. Wenn er als Schuster z. B. dem Pierrot den Schuh flikt, so nagelt er ihm sicher den Fufs an den Stuhl und prügelt ihn derb durch. Giebt er ihm die Konfekte, welche er dem Pantalone gestohlen, so stiehlt er sie ihm wieder aus der Tasche, und prägt ihm die Lektion noch mit seinem Stoke ein. Auf ihn kommt beinahe alles an, und wenn es auf der Ankündigung ans Publikum heifst: tutto da ridere (alles zum Lachen), so steht in Bezug auf ihn noch dabei: e pieno di transformazioni (und voll Verwandlungen). Seine gewöhnliche Kleidung ist bekannt; aber sein Gang ist so eigen, dafs es nicht leichter ist, ihn zu beschreiben, als nachzuahmen.

Rosaura hat gar keine komische Rolle, wie das niedrig Komische überhaupt nicht für weibliche Karaktere pafst, ohne dafs sie ekelhaft werden. Sie ist nur die Axe, um welche sich die Intrigue dreht, und hat gewöhnlich wenig mehr zu thun, als einige Male über das Theater zu laufen, um gleichsam zu mahnen, dafs sie noch da ist.

Die ganze Geschichte solcher Stüke beruht darauf, entweder den Pantalone, oder den Pierrot zum Besten zu haben. Arlechino stellt znm Beispiel ein Tischchen zwischen beide, die an der Erde sizen, und trägt immer auf. So wie etwas da ist, schnappt es Pierrot immer weg, und läfst dem Pantalone das Zusehen. Ein andersmal kommt er als Postillion mit einer Peitsche auf das Theater, wo Pierrot bereits mit einer Bouteille Weins und einem Glas in den Händen dasteht. Dieser schenkt sich ein, vnd will trinken; aber Arlechino fängt mit seiner Peitsche an zu klatschen,

dafs jener vor Furcht immer wieder absezt. Endlich verlangt Pierrot die Peitsche, und ist einfältig genug, dem verschmizten Arlechino Bouteille und Glas zu geben, um es eben so zu machen. Aber dieser ist nicht so furchtsam, und trinkt die Bouteille aus, während jener unaufhörlich klatscht, um ihn daran zu hindern. — Lächerlicheres, als diese Scene ist, habe ich nie gesehen.

Alle solche Stüke endigen gewöhnlich damit, dafs Arlechino und Rosaura die andern mit Schwärmern über das Theater verfolgen. — Man sieht, wie alles auf den grossen Haufen berechnet ist; aber auch ein ekler Geschmak wird hier einigen Genufs finden, und, wer es noch so ernsthaft nimmt, mufs sich doch oft beinahe vor Lachen ausschütten.

* * *

Auf den Marionettentheatern ergeht sich das Niedrigkomische in der zügellosesten

Freiheit. Nur Ein Beispiel von einem Stüke der Art, welches ich in Rom gesehen habe.

Ein Milchverkäufer kommt aufs Theater, und bietet seine Waare zum Verkauf aus. Er stellt seinen Korb an die Erde, und sezt sich. Kaum ist diefs aber geschehen, so löst sich ein Arm von ihm ab, dann der andre, dann der Kopf und die Beine, bis nichts mehr, als der Rumpf übrig ist. Plözlich entwikelt sich aus dem einen Arm ein Mädchen, welche herumtanzt und schreit: voglio marito! voglio marito! (ich will einen Mann haben!) Nun entsteht aus dem andern Arm ein Polecenell, welcher sie ergreift, und mit ihr herumtanzt. Noch ein anderer Polecenella entwikelt sich, und will auch eine Frau haben; da sezt sich der Rumpf nieder, und ergiefst aus einem gewissen Theil so viele Polecenelle von beiden Geschlechtern, dafs die ganze Bühne voll ist. Sie fallen alle über den Milchkorb her; aber plözlich fügen sich

die grossen Glieder wieder zusammen, und die kleinen Polecenelle kriechen alle wieder hinein, wo sie herausgekommen sind.

* * *

In Bezug auf die italienischen Theatermasken will ich hier eine Stelle aus einem (ungedrukten) Briefe des Neapolitaners Signorelli *) mittheilen. „Um den Ursprung der komischen Karaktere des modernen Theaters aufzufinden, mufs man dem Entstehen der bürgerlichen Gebräuche der Völkerschaften nachspüren, und diese durch alle ihre Wechsel und Veränderungen verfolgen."

„Der kriegerische Geist der Nazion z. B. erzeugt immer tapfere, durch Waffenthaten berühmte Männer. Die Ausartung dieses Geistes aber die Scheintapfern, jene feigen Ei-

*) Bekannt durch seine Storia de' theatri, und sein Werk: Vicende della Coltura nelle due Sicilie.

senfresser und furchtsame Haudegen, deren sich das Theater leicht bemächtigt, um sie dem öffentlichen Spott auszustellen. Die Griechen schon machten sich über diese Pseudohelden lustig, wie Aristophanes im Frieden, und in andern seiner Stüke. Bei den Lateinern waren das die Pirgopolonici des Plautus; und wir haben vom 17ten Jahrhundert an den Capitan Sparento, Fracasso, Tempesta u. s. w. Eine Nazion, welche ihren religiösen Gebräuchen mehr, als eine andre, ergeben ist, wie die egyptische und die römische, ist voll von frommen Personen, von Hierophanten, Auguren u. dgl. Die wahre Frömmigkeit gewinnt ihnen Ehrfurcht, Bewunderung und Neid, und bald entsteht natürlich das Bestreben, wenigstens durch die Nachahmung ihrer Aussenseite die Vortheile ihres Ansehens zu theilen. So entstehen dann die Scheinheiligen, welche vom Leben auf die Bühne übergehen, um da im öffentlichen

Hohn und Abscheu ihren Lohn zu erhalten. Daher in den Thesmophorien die egyptischen Priester, die Intriguen der Mysterien, die Heuchler des Aretino, der Don-Gil der Spanier, der Tartüffe der Franzosen, und der Don Pilone der Italiener. Ein hoher Grad von Geistesbildung, wie er bei den Griechen und Römern und einigen neuern Nazionen statt gefunden hat, wekt auch in gewöhnlichen Köpfen die Sucht, durch jenen Vorzug sich auszuzeichnen, wodurch dann der Karakter des Pedanten bald fertig ist. Originale davon fanden sich in Athen, in Rom, in Florenz, Madrid und Paris. Daher der Fidenzio verschiedener Gattung, welcher durch lange Perioden, und gelehrte Broken Staunen zu erregen sucht. Ihn nimmt das Theater mit Vergnügen auf, so beschwerlich er der Gesellschaft ist. Bologna, das seit dem 13ten Jahrhundert sich mit Eifer und Erfolg dem bürgerlichen Recht ergab, und den Alciato,

Bartolo, Bassi hervorbrachte, gewann sich Bewunderung und Beifall. Aber, wer auch an jenem Ruhm keinen rechtmässigen Antheil hatte, wollte ihn sich dennoch nehmen, und so fand sich schon seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts der Dottor Balanzoni, aus Bologna, auf der Bühne ein. Neapel, das sich frühe, besonders unter den Anjou's, durch gleichen Vorzug mit Bologna, auszeichnete, warf aueh solche Scheindoktoren auf, welche indefs bald unter der Gestalt unwissender Curialen, von übertrieben ernsthaftem Aussehn, auf dem Theater entlarvt wurden. Im 17ten Jahrhundert waren die Pantaloni, Brighella's, Arlecchino's und Balanzoni ranzig geworden. Auch die römischen Gelsomini, die florentinischen Ciapi, die Falloppi und Pagliacci wurden auf die Karren der Seilspringer und Tänzer verwiesen. Selbst der Pulcinella der Neapolitaner langweilte in den lezten Jahren des Domenico Antonio Fiore durch die ewige

Wiederholung seiner Spässe, und der Maler Cristoforo Russo war seinen Landsleuten sehr willkommen, als er in dem Pascariello einen neuen, dem Doktor von Bologna verwandten, komischen Karakter aufstellte. Aber er endigte mit seinem Erfinder gegen Anfang des 18ten Jahrhunderts wieder. Zugleich mit Russo lebte ein Schriftsteller, welcher einige brave Opern dichtete, und verschiedene, im neapolitanischen Dialekt geschriebene, Stüke verfafste, welche voll Salz sind. Er hiefs Gennaro Antonio Federici, und spielte selbst auf der Bühne mit. Hier nahm er den Titel des Notars, Prospero Battipaglia (Strohdrescher), an, welcher nachher zum Don Fastidio der Neapolitaner geworden ist, und belustigte lange seine Landsleute aufs herrlichste."

Neapel, den 28. *August* 1804.

Es gehörte zu der Mode des Tages, den Vesuv zu besteigen. Nicht die alles besichtigenden Fremden waren es allein, die den Weg in Schaaren machten. Die Neapolitaner selbst, welche sich bisher begnügt hatten, ihren launischen Nachbar in der Ferne anzustaunen, sezten sich in Bewegung. Sogar die ersten Damen der Stadt hatten das grosse Wagstük unternommen, und waren bis zum Eremiten geritten, um bei ihm zu Nacht zu essen, und sich in das Buch zu schreiben. Von mehreren war selbst die Heldenthat glüklich bestanden worden, sich bis an des Kraters Rand hinaufschleppen zu lassen. Was es da zu erzählen gab! Die Herzogin M., die Fürstin P., die Marquise B. waren da gewesen, und hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als in allen Zirkeln herum zu fahren, ihr Wagstük zu erzählen, und den reichlichen Weih-

rauch, der ihnen für ihre Grofsthat geopfert wurde, einzuathmen. Schon drei Monate hatte ich mich in Neapel aufgehalten, ohne weiter, als an den Fufs des Berges gekommen zu seyn. Meine Aetnareise war mir noch in zu frischem Andenken, als dafs meine Lust so gar grofs hätte seyn können. Nun aber, nachdem in der Nacht vom 11ten August, da ich gerade beim stillsten Wetter von Ischia nach Neapel herüber fuhr, der Berg nach einer beinahe zehnjährigen Pause sich mit Rauch und Feuer wieder öfnete, war meine Neugierde zu sehr gereizt worden, um das seltenste Schauspiel der Natur zu versäumen. Und doch hatten mich verschiedene Umstände mehrere Wochen hingehalten, dafs ich mich nur mit der Erzählung derer begnügen mufste, welche, voll von dem Wunder, was sie gesehen hatten, überströmend von Bemerkungen und Erzählungen der Gefahr, die sie ausgestanden, zurükgekommen waren. Ueberall

frug man mich: sind Sie auf dem Vesuv gewesen? — Ich mufste mich am Ende schämen, mit Nein zu antworten.

Sie können denken, dafs es dieser Schaam nicht bei mir bedurfte. Was einzig in seiner Art ist, das mufs man nicht versäumen; und wer die Beleuchtung der Kuppel von St. Peter in Rom, die Girandola von der Engelsburg gesehen hat, müfste, schon der Vergleichung wegen, neugierig seyn, dieses Feuerwerk zu sehen. Bereits mehrere Wochen hatte ich den Vesuv mit Aufmerksamkeit in der Ferne beobachtet. Bei Tage war nie was anders, als ein diker, aus ihm hervorsteigender, Rauch sichtbar, welcher sich manchmal in einer geraden Säule aus dem Berg erhob, die sich oben, wie ein Kapitäl, ausbreitete, und ein Himmelspfeiler zu seyn schien. Oefters noch zog sich von der Spize dieser Dunstsäule ein langer Streif in den Himmel, welcher sich, wie eine Fahne, ganz bestimmt in seinem Umrifs abzeichnete;

und die Wirkung dieser Ansicht war um so grösser, wenn der Himmel sonst ganz klar war, oder wenn sich des Abends noch der helle Mond in seine Nähe gepflanzt hatte. Manchmal, besonders gegen Abend, schien sich die Wolke auf die Erde herab zu senken, und hüllte den Uferkreis von Portici, mit den Ländereien an des Berges Fufs, in einen trüben Schleier ein, der das Gemüth bei seiner Ansicht bange und ernst macht, als ob es grosser Dinge gewärtig wäre; und diese Beklemmung der Brust wird um so bänger, wenn man weifs, dafs bei nahen Erdbeben die See gewöhnlich in dieser Grabesruhe zu liegen pflegt. Sinkt dann die Sonne tiefer hinunter, so verschwindet der Nebel nach und nach, oder sammelt sich in grössern Massen zusammen, welche dem Auge wenigstens bestimmte Umrisse zeigen. Jeden Abend, gleich nach Sonnenuntergang, waren seit mehreren Wochen immer Flammen auf des

Berges Spize sichtbar geworden, welche sich in ein grösseres Feuer ausdehnten, je tiefer die Nacht herab sank. In dem Maafse röthete sich auch der aufsteigende Rauch stärker oder schwächer. Nach den Veränderungen, welche im Krater selbst vorgiengen, gestalteten sich die Formen des Feuers, und ich habe es mehreremale einen regelmäfsigen Triangel darstellen sehen, welcher mich an die symbolische Vorstellung der Dreieinigkeit erinnerte, wie man sie häufig in unsern Religionsbüchern antrift. Oft dehnte es sich auf einer Seite gegen aussen schnell an den Berg herab, und wekte die bange Erwartung eines zerstörenden Lavastroms.

So änderte sich für ein aufmerksames Auge des Berges Ansicht jede Nacht. Am merkwürdigsten aber, wenigstens für mich, zeigte er sich mir jedesmal Abends, wenn ich ihn von Villa reale aus (dem öffentlichen Spaziergang der Stadt auf der Seite des Posilipo)

betrachtete. Der hohe Hügel Pizzifalcone, mit seinem Häuserkranz, verstekte dem Auge den Berg, aber nicht so sein Feuer, und seinen Purpurrauch. Aus den Häusern dieses Quartiers schienen beide hervorzubrechen, und mir kam immer meine Jugenderinnerung an den Brand, der meine Vaterstadt halb aufzehrte, wieder in den Sinn.

Im Ganzen wollte man aber bemerken, dafs die Stärke der Eruption sich gewaltig vermindert hätte. Mir schien es nicht so; aber manche meinten in der, sich gleich bleibenden, Stärke des Feuers das allmählige Abnehmen desselben, bis zum gänzlichen Stillstand, zu erkennen; andere fanden darin die trugvolle Ruhe eines Elements, welches in seinem Innern raset, bis es die Hülle sprengt, und Tod und Zerstörung um sich schleudert; und diese führten mit allem Rechte die lange Stille des Berges an, während der sich die vulkanische Masse in seinem Bauch beträcht-

lich angehäuft haben müsse. Sie sprachen noch von dem ganz neuen, mir gleichfalls von dem Eremiten bestätigten, Phänomen, dafs alte, längst erkaltete, zum Theil schon wieder verwitterte, Lava zu rauchen angefangen habe; und ich möchte noch die verschiedenen Nachrichten über andere Vulkane anführen, welche Bewegungen an sich verspüren, und bei der, wahrscheinlich allgemeinen, Verbindung aller dergleichen Naturphänomene, auf eine Revolution im Innern der Erde schliessen lassen, die auf eine oder die andere Weise gewaltsam ausbrechen mufs. So schreibt man mir aus Catania vom 16ten Juli: „dafs der Aetna aufgehört habe zu rauchen (welches immer als ein Vorbothe eines Ausbruchs angesehen wird), dafs man einige starke Erdstösse verspürt, und mehrere Tage lang in der bangen Erwartung eines Ausbruchs geschwebt habe, bis ein 24stündiger, fürchterlicher Sturm eine solche Bewegung

in der Natur hervorgebracht, dafs der Berg wieder zu rauchen anfieng, und so die Furcht vor den Dingen, die da kommen sollen, vorüber gieng.» Aehnliche Beobachtungen will man am Strombolo und der Solfatara gemacht haben, welche freilich alle beweisen, dafs es im Bauch der Erde noch nicht ruhig ist.

Alles dieses habe ich in der Ferne vom Vesuv gesehen und erfahren. Ich schike es der Erzählung meiner Reise auf den Berg selbst deswegen voraus, weil ich immer gerne Erfahrungen in derselben Zeitfolge darstelle, in welcher sie mir aufgestossen sind.

Abends um 8 Uhr, also bei Sonnenuntergang, kamen wir in Portici an. Da, wo sich Resina mit der leztern Stadt durch eine gerade Strasse vereiniget, harrten die Landleute zu Duzenden mit Eseln und Maulthieren. Erst konnten wir gar nicht aus dem Wagen steigen, so zudringlich umringten sie ihn, uns wetteifernd ihre Dienste anbietend. Als

es uns endlich gelungen war, schlossen sie uns an eine Mauer so sehr mit ihren Thieren an, dafs wir kaum durch die Drohung offene Bahn gewinnen konnten, sogleich wieder nach Neapel zurükzufahren, wenn sie uns nicht frei lassen wollten. Aber auch das half wenig. Wir konnten am Ende nichts bessers thun, als geradezu die Thiere, welche uns am besten gefielen, zu besteigen, und so die Menge zu zerstreuen, welche nun ihr Zudringen vergeblich fand.

Der Weg am Berg hinauf ist lange Zeit sehr gut, ob er gleich häufig über alte Lavaströme führt. Er dreht sich so, dafs man anfangs dem Krater gleich ganz nahe zu kommen glaubt, aber oben immer mehr gewahr wird, wie man sich von ihm entfernt. Es sind herrliche, fruchtbare Gefilde, durch die wir ritten; allein die Nacht zeigte uns nur die vielen Bäume, und in den schönsten Effekten oft das hochrothe Bergfeuer durch

ihre Aeste schimmernd. Wo die Aussicht wieder freier wird, erblikten wir links auf der Höhe ein einsames Licht, woran wir die Wohnung des Eremiten erkannten, und von da bis nach des Vesuvs Spize hin viele Fakeln, welche uns schon zum voraus den Weg zeigten, den wir zu nehmen hatten. Wir kamen endlich bei dem Eremiten an, und wurden freundlich von ihm aufgenommen und bewirthet. Erzählungen von Berggeschichten, Durchblättern des Buches, worin die Reisenden nebst ihren Nahmen auch ihren Empfindungen, da gewesen zu seyn, ein längeres Dasein zu geben suchen, unterhielten uns mit dem guten Sommawein, welcher uns vorgesezt ward, nicht übel. Es müfste interessant, wenigstens spafshaft seyn, aus diesem Büchlein einen Auszug zu machen, denn wir mufsten oft laut auflachen, wenn wir die mancherlei Denkschriften lasen, welche sich die Leute hier sezten. Viele schienen

das Büchlein als ein Stammbuch angesehen zu haben, und hatten sich auch mit Stammbuchsprüchlein verewigt; andere hatten sich auf diesem beschwerlichen Lavagrund, es mochte gehen, wie es wollte, auf den Pegasus geschwungen; man konnte sich aber der Bemerkung nicht erwehren, dafs sich das arme Musenpferd, obgleich den Wolken so nahe, doch auch nicht Einen Zoll über die Erde erhoben, sondern vielmehr tüchtig auf dem unebenen Grund gestolpert haben müsse.

Lucian Bonaparte, welcher im Januar mit seiner Gemahlin, und mehrern andern Franzosen oben gewesen war, deren sämmtliche Bildnisse mit Kohle ziemlich treffend von einem französischen Künstler — ich glanbe Vicar — an der Wand gezeichnet waren, hatte sich begnügt, ein blofses B zu schreiben; aber Mad. B.... hatte sich desto freigebiger mit bouts rimés verunköstet. Der französische Gesandte wollte in einer komi-

schen Erzählung den staunenden Leser glauben machen, dafs er noch weiter hinauf gestiegen sei; aber eine Gesellschaft Engländer, welche in derselben Nacht die Reise gemacht hatten, straften ihn auf der Stelle Lügen, und liessen ihren Nationalhafs noch auf eine andre, eben nicht sehr anständige, Weise aus. Denn billigen kann man ihre albernen Zusäze doch nicht, wenn es auch gleich jedermann auffallen mufs, dafs man ein brauchbarer Diplomatiker seyn kann, ohne gerade ein wiziger Kopf zu seyn. Dergleichen Bewegungen liessen sich noch mehrere machen, wenn diese Inscriptionen mit eben so viel Wiz erörtert würden, als die Gruters Gelehrsamkeit angewandt haben, die alten Inschriften zu erklären.

Wir hielten uns aber dazu nicht lange genug auf, und stiegen wieder zu Esel. Ueber einen wilden Lavastrom gieng der unebene Weg anfangs, bis er in der Nähe des Kraters

steiler wurde. Hier mufsten wir von unsern Thieren absteigen, und ein jeder Führer hieng sich einen starken Strik um die Brust, an welchem er, so es der Gefährte verlangte, ihn nachschleppte. Beschwerlich zwar in die Höhe, im tiefen Lavasand, gieng es im Anfang, aber doch nicht so, dafs wir hätten in Versuchuug kommen können, die Hülfe unserer Führer zu nuzen. Bald aber war es anders. Der Weg wurde so steil, führte so gerade an dem Krater hinauf, dafs einen bald der Athem, später die Kräfte verliessen, selbst ohne Hülfe zu steigen. So lange, als möglich, widerstanden wir der Versuchung, das Gängelband unserer Führer zu ergreifen; denn wenn wir uns auch nicht der Unmacht geschämt hätten, so schien es uns unmenschlich, uns von den Armen einen Weg emporschleppen zu lassen, der für sie doch eben so beschwerlich war, als für uns. Hinter uns, vor uns sahen wir ganze Züge von

Wallern, von denen wir nur das laute Athmen, nur das Mutheinsprechen der Führer vernahmen. Einer ganzen Kette von fünfzehn Personen begegneten wir hier, welche sich Arm in Arm an einander angeschlossen hatten, um sich so gegenseitig die Mühe zu erleichtern und zu erschweren. Die grössern Ringe in der Kette machten die armen Führer, welche mit ihren grossen Stäben in der Hand und mit vorwärts gebeugtem Körper, die Last nach sich zogen. Ich hatte viel auf meiner Aetnareise ausgestanden, denn den ganzen Weg, von der Ziegelhöhle bis nach des Berges Spize, machte ich zu Fuſs; aber nirgends war der Weg so steil, nirgends sank ich so tief in den Lavasand hinein, wie hier, sonst wäre es eine wahre Unmöglichkeit gewesen, die Mühe zu bestehen. Hier dauerte sie kurz; aber sie war desto beschwerlicher, und ich bewundere wirklich den Muth der Frauen, welche sich bis an den Krater hinaufgearbeitet haben.

Von Zeit zu Zeit mufsten wir Ruhepunkte machen, um wieder Athem zu schöpfen. Da hatten wir dann Zeit, unser Auge nach dem Feuer emporzurichten. Wie ein Kranz umgab es oben die Schattenmasse des Berges. Als Schatten malten sich in den Flammen die Gestalten derer, welche schon am Rande standen, ungefähr so, wie ein glaubenvolles Auge die Spize des Brokens bevölkert sieht. Aber man hat kaum sich erholt, so wird man durch den Führer ermuntert, weiter zu steigen, und mit neuem Muthe faſst man das leitende Band und schreitet vorwärts.

Wir hatten des Kraters Rand erreicht, und blikten hinunter in das schauerliche Thal, wie es von feurigen Bergen unterbrochen ist. Wirklich ist der Krater einem, rings von steilen Felsen und Sandwänden umschlossenen, Thale gleich. Die verschiedenen Oefnungen, welche das Feuer seit einigen Wochen in demselben gebildet hat, haben eben

so viele Hügel aufgeworfen, die es schwer machen, eine ausführliche Beschreibung davon zu geben; aber mitten unter ihnen hat sich Einer gewaltig aufgethürmt, aus welchem das Feuer mit furchtbarer Gewalt ausbricht. Nicht in gleichem Maafse strömt der Flammenstrom in die Höhe; in Absäzen braust er stärker und schwächer empor, und die Flamme bildet über die runde Linie des Hügels ein halbes Feuerrad, welches die wechselndsten Farben- und Formenspiele darstellt. Mit den drei kleinen Nebenöfnungen, aus welchen die Flamme mit einer Gewalt wie aus einer Sprüze hervordringt, könnt' ich den Feuergraus mit nichts anderm, als mit dem Aufsieden des Wassers in dem Bassin einer Katarakte vergleichen, ungefähr wie sichs im Sturz des Velino, bei Terni, darstellt. In grossen Massen dringt das Feuer aus dem Schlunde empor, breitet sich in der Luft aus, und macht nun die herausgewor-

fenen Massen sichtbar. Es sind grosse durchglühte Steine, welche in der Luft vielzakichten Sternen ähnlich sind, und, weil sie meist in die Oefnung zurükfallen, aus welcher unaufhörlicher Qualm von Luft, Rauch und Feuer herausbricht, ganz langsam sich wieder herabsenken. Dabei hört man zuweilen ein verworrenes Getöse in dem Innern des Berges, welches durch das Aufbrausen des Feuers unterbrochen wird, hört die ausgeworfenen Steine am Kegel herabkollern, fühlt den Boden unter sich erzittern. Sonderbar und wechselnd, wie die Richtung und die Gewalt der sich herausdrängenden Luft ist, gestalten sich die Flammen, und bilden oft runde Rauchwolken, welche mit Feuer gesäumt sind. Hoch zum Himmel steigt der purpurgefärbte Rauch, sammelt sich in die schwarze Wolke, welche hinter dem Berge steht, und bläfst das Mondenlicht so stark, dafs man kaum mehr das freundlichste aller Gestirne erkennt.

Wen der Anblik nicht zu stark ergriffen hat, dem müssen Dante's Bolgie in den Sinn kommen, wenn er an diesem Zerstörungsabgrunde steht, und hinabblikt. Die verschiedenen Thäler in demselben mögen ihm die einzelnen Abtheilungen der Schauerwohnungen der Verdammten seyn. Schwarz und Nacht liegt eins da; in Purpurroth glüht das andere; auf das neben ihm liegende strömt ein unaufhörlicher Feuerregen herab; weiterhin steht eine See von durchglühter Lava; oben herunter hängt ein grauer Fels, der jeden Moment Einsturz droht; in den Feuerschlünden unten scheinen Höllengeister zu hausen, und wenn man keinen Verdammten erblikt, so möchte man hoffen, die ewige Barmherzigkeit habe in dem klaren Mond herabgelächelt.

An des Kraters Rand geht man nach der südlichen Seite, wo man unten fortglühende Lava sieht. Vielleicht könnte man hier

hinabsteigen, und einer der Führer that es auch neulich, um die Fakeln an der Glut anzuzünden; aber zu nichts hilft es, ein Wagestük zu bestehen, wo nichts zu lernen und zu sehen ist; denn in der Entfernung stellt es sich dem Auge doch grösser dar, wo es einen grössern Raum übersehen kann.

Das aber mufs ich gestehen, dafs meine Erwartung nicht übertroffen wurde. Es ist ein Anblik, grofs, einzig in seiner Art; aber diese Feuermasse scheint einem viel zu klein in Vergleichung mit den Verheerungen, welche sie sonst angerichtet hat. Fügte sich nicht der Gedanke hinzu, dafs das Feuer nun schon mehrere Wochen fortlodert; knüpfte sich nicht an ihn die Vorstellung von der ungeheuren Glutmasse in des Berges Innerm, welche die Konsumtion von Jahrtausenden nicht zu erschöpfen vermochte, so könnte man beinahe unzufrieden mit dem, was man gesehen hat, wieder weggehen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nie habe ich den Berg bei Tage in dieser Höhe erblikt. Aber auch hier, und bei der Kenntnifs der Richtung der ältesten Lavaströme, drängte sich mir der Gedanke auf, dafs der Vesuv und Somma ehemals nur ein einziger Berg gewesen seyn müssen, und dafs der tiefe Raum, welcher beide jezt trennt, desselben zusammengestürzter Krater ist. Diese Erklärung giebt dem Berge ein weit majestätischeres Ansehen, als er heutzutage hat, da er, in Vergleichung mit dem Aetna, nur ein Kind scheint. Sie dient auch, die grössere Ausdehnung der Eruption zu erklären, welche der jüngere Plinius beschreibt, und in der der ältere sein Leben verloren hat.

In Vergleichung mit dem Aetna aber unterscheidet sich besonders die Lava beider Berge, so wie die Art der Ausbrüche, sonderbar von einander. Der Aetna formiert immer zwo Oefnungen, durch deren eine die Lava, durch deren andre die Luft und die

Steine hervordringen. Die leztere wirft natürlich alles in senkrechter Linie in die Höhe; die zwote giefst sich immer auf des Berges Seite aus, da hingegen beim Vesuv gewöhnlich Eine Oefnung Lava, Feuer, Steine und Luft herausstöfst. Im Ganzen hat sodann die Lava des Vesuvs einen weit wildern Karakter, welches sich auch schon in der äussern Ansicht der längst erkalteten zeigt, und dessen Grund wohl eben darin zu suchen ist, dafs aus derselben Oefnung sich immer Steine und Sand und Luft mit der Lava ergiessen, da die Aetnalava meist reiner, vulkanischer Gufs ist. Die leztere hat sodann noch das Eigene, dafs sie, so wie sie an die Luft kommt, plözlich erkaltet, und eine harte Schale über sich bildet, unter welcher aber der Glutstrom noch immer ungestört fortfliefst.

Das Herabsteigen von dem Krater ist ohne alle Beschwerde, und könnte vielmehr ein Scherz genannt werden. Es geschieht auf

einer ganz andern Seite, wo der feine Lavasand eine sehr jähe Wand bildet, auf der man an dem Arme des Führers hinabgleitet, und so in fünf Minuten den Weg zu des Eremiten Wohnung vollendet, zu welchem man im Hinaufsteigen drei Viertelstunden gebraucht hat.

Wir kamen Nachts um vier Uhr wieder in Neapel an, da die lärmvolle Stadt in tiefer Todesruhe lag. Sehr ernst machte mich dieser Anblik. Es erinnerte mich an das, was diese ungeheure Stadt noch werden kann, wenn das unterirdische Feuer, das rings um sie herum glüht, und vielleicht unter ihr lodert, einst seine Schale sprengt. Um so mehr Veranlassung zu diesem Gedanken hatte ich, da die hiesigen Naturforscher die Vorzeichen eines nahen Erdbebens erkennen wollen; da in ganz Europa die Natur sich in gewaltsamen Bewegungen zeigt; da das Bild von Messina und Kalabrien mir noch vor dem Auge steht, und die ungeheure Zeit, in der wir uns bewegen, nur Wunder erwarten läfst.

Neapel, den 1. *September* 1804.

Meine im vorigen Brief geäusserte Vermuthung ist eingetroffen. Der Berg hat sich nichts weniger, als beruhigt. Es ist vielmehr ein wirklicher Lava-Ausbruch erfolgt, der noch im Fliessen ist. Er hat seine Richtung auf der Seite von Torre del Greco genommen. Dahin gieng auch unsre Reise gestern Nacht, und wir kamen in tiefer Dunkelheit an.

Der Weg war sehr lebhaft. Die Mode, auf den Berg zu steigen, hat, statt sich zu vermindern, zugenommen. Es ist eine Lustpartie geworden, und man spricht von der Partita della Montagna wie von einer Gesellschaft, welche man auf den Jahrmarkt von Aversa macht. Im Theater entschliefst man sich häufig noch zur Reise. Wenn der Tanz geendigt ist, fährt man, statt nach Hause, oder in eine Spielgesellschaft, nach Portici, und jezt nach Torre del Greco.

Wir hatten unterwegs mehrere Male stille gehalten, um die malerische Ansicht des gröfsten Naturspiels zu geniessen. Der Vesuv senkt sich, gegen Torre del Greco zu, sehr sanft bis ans Meeresufer herab. Er ist auf dieser Seite am lieblichsten angebaut, und die freundlichen Rebenhügel schliessen sich an die schöne Ebene, in welcher das alte Pompeji lag, und die sich in einer gefälligen Uferkrümmung bis an den Berg von Castellamare hinzieht. Dieser ganze Abhang, von der Spize des Berges an bis herab, stellte sich in der Entfernung mit einem blutigen Feuersaum dar, aus dem sich an verschiedenen Stellen stärkere Flammen erhoben, welche manche glauben machten, dafs es eben so viele Feueröfnungen im Berge seyen. Aus diesem Saume stieg eine, eben so lange, Rauchwolke empor, welche ganz roth gefärbt war, und sich nach und nach in das dunkle Aschengewölke verlor, welches sich vom

Berge aus furchtbar über die See hinauslegte. Denken Sie sich dieses brennende Gemälde, wie es in der schwarzen Nacht dasteht, und sehen Sie es mit der Ruhe an, womit ein Fremder hinblikt, wenn er sich nicht der zahllosen Thränen erinnert, welche die zerstörten Felder auspressen — und Sie sehen, was Ihnen kein Künstler, kein Panoramazauber zu zeigen vermag.

Auf der südlichen Seite von Torre del Greco stiegen wir durch die Felder hinauf. Der Weg war alter Lavasand, aber nicht beschwerlich. Er verliert sich endlich in die Rebenpflanzungen, und vor dem wollüstigen Gebüsche sieht man oft kaum die ungeheure Glut. Endlich waren wir dem Einen Lavastrom nahe genug gekommen, um ihn in einer Entfernung von zwanzig Fufs unten fliessen zu sehen. Auf einem Hügel, an dessen Fufs er sich hinwand, giengen wir noch weiter in die Höhe, bis er ein Vorgebirge

bildete, welches sich in einen Glutsee hinein erstrekte. Auf seiner Spize standen wir, und sahen hinauf und hinunter. Aber, wie wäre ich im Stande, Ihnen das zu beschreiben? Gerade vor uns stand der Berg. Von seiner Spize herab stürzte sich über einen Abhang von mehrern hundert Fufs ein Feuerstrom, und bildete eine Kaskade, einzig in ihrer Art. Wegen der Entfernung bin ich nicht im Stande, Ihnen die Breite dieses Stroms anzugeben; aber dafs er sehr breit seyn mufste, bewiesen die drei furchtbaren Arme, in welche er sich unten theilte. Gleich nach seinem Sturze bildete er zween Ströme, deren einer sich gegen Torre del Greco ergofs, der andre seine Richtung mehr gegen die Seite von Pompeji nahm. Der leztere arbeitete sich in vier verschiedenen Kaskaden herab, welche sich unten wieder in Einen Strom vereinigten. Der erstere hingegen flofs eine Zeitlang fort, bis er sich an dem Hügel, auf dem wir

standen, in zween Arme theilte. Der nördliche und geringere ergofs sich in das angebaute Feld, und hatte bereits die herrlichsten Rebenpflanzungen zerstört. Er wendete sich mit langsamem Gange immer weiter in denselben hinunter, und könnte wohl noch einem Theile von Torre del Greco gefährlich werden. Rings herum standen die Traubenstöke, welche fast unter der Last ihrer Früchte zusammenbrachen. Aber von Stunde zu Stunde trokneten sie mehr aus, welkte ihr Laub, schwand der Segen des Herbstes dahin, und die armen Landleute arbeiteten Tag und Nacht, die unreifen Früchte zu sammeln, um dem wilden Berge doch wenigstens diesen kargen Raub zu entreissen.

So lange als möglich standen wir auf diesem gefährlichen Vorgebirge. Rauch, Asche und Hize nöthigten uns aber bald, uns zu entfernen, und wir liessen uns nun dem Mittelarm des Glutstroms nahe führen. Gerade

ergofs er sich zum Glük über einen etwa hundertjährigen, noch nicht bebauten Lavastrom herab, und in einen ziemlich breiten Weg hinein, welcher hier nach dem Berge führt. Er gieng sehr langsam, und wir konnten in einer Entfernung von drei Schritten gerade vor ihn hintreten, und auf Momente uns ihm so sehr nähern, dafs wir sogar mit unsern Stöken darin rührten. Ohne vieles Geräusch, etwa wie wenn man Ziegel über einander wegzieht, bewegte er sich gegen uns zu. Er hatte hier eine Breite von etlichen zwanzig Fufs, und eine Höhe von vieren.

Ich hatte, wie Sie sehen, hier Gelegenheit genug, die Lava ganz in der Nähe zu sehen. Meine Vorstellung von ihr fand ich ganz verschieden von dem, was ich sah. Ich hatte mir, der Aetnalava ähnlich, einen reinen Gufs gedacht, welcher, gleich einem geschmolzenen Metalle, fliefst. Allein er ist, dem Ansehen nach, nichts als ein Strom

von grösscrn und kleinern Kohlen, welcher, so wie sich eine grosse Last über ihn herschiebt, auch unten weiter vorwärts gedrukt wird. Darum ist der Weg, den er nimmt, auch so langsam; ist es unbegreiflich, wie sich nicht jedermann leicht vor ihm flüchten kann; ist es sogar ins Auge springend, dafs man durch gute Anstalten dem Strome selbst eine beliebige Richtung geben könnte.

Da, wo sie sich nicht von der Höhe herunterstürzt, sieht die Lava auch gerade wie Kohle aus, welche zwar rüstig glüht, aber auf ihrer Fläche schon Asche gebildet hat, die an vielen Orten weggeblasen, oder durch die Bewegung des Ganzen aus ihrer Lage gebracht wird.

Gegen das Kloster de' Camandoli nahm der dritte Arm des Stroms seine Richtung zu. Hier schien er am gefährlichsten zu seyn; aber hier hat man doch den Trost, dafs es nur ein Kloster trift, dessen Mönche sich

gewifs zeitig genug entfernen werden, wenn ihnen Gefahr drohen sollte. Der Ort war zu weit entfernt von uns, um noch hinzukommen, der Morgen ganz nahe; wir eilten daher nach Hause, nachdem wir uns erst vorher mit dem edlen Syrakuserwein erquikt, welchen Landolina aus freundschaftlicher Sorge mitgenommen hatte.

Neapel, den 14. *November* 1804.

Ich habe seit meinem lezten Briefe wieder verschiedene Reisen nach der Seite des Vesuvs gemacht, wo die Lava flofs. Ich wufste Ihnen aber nichts Neues darüber zu sagen, und gedachte die Ruhe des Berges abzuwarten, um seinen Krater zu besuchen.

Ob er gleich abwechslungsweise bald minder, bald stärker rauchte, so konnte man doch sagen, dafs die Eruption vorüber sey. Ich entschlofs mich daher, die Einladung zu benuzen, welche Herr von Kozebue mir machte, ihn auf den Berg zu begleiten. Wir fuhren gestern Morgen um neun Uhr aus, und erreichten gegen Mittag den Fufs des Aschenkegels.

Gerne möchte ich Sie manchen Blik in die Tiefe hinunter thun lassen, wie sie beim klarsten Wetter von der Welt vor unsern Augen lag, wenn es möglich wäre, diese

reizvolle Mannigfaltigkeit der grossen Ansicht des Meerbusens von Neapel, vom Capo di Massa an bis hinauf an das Vorgebirge von Gaëta, mit ihrem Inseln- und Städte-Reichthum, zu schildern. Eilen Sie lieber mit mir den beschwerlichen Pfad bis an den Krater hinauf; ich will Ihnen selbst die Ruhepausen erlassen, welche wir, um wieder Athem und Kräfte zu sammeln, machen mufsten.

Wir kamen auf der Seite des Kraters an, wo sich die Lava herausgegossen hatte. Sie hatte sich hier ein wildes Felsthor gebildet, durch das sie sich in den abentheuerlichsten Massen hinunterarbeitete. Beschwerlich war der Gang über diesen wilden Strom. Die Fläche war erkaltet, aber unter der Schale glühte es noch heftig fort; denn sie war häufig geplazt, und aus der Spalte drang Wärme und Schwefelrauch hervor. An manchen Stellen war sie noch heifs, dafs es

beschwerlich war zu stehen. Wir drangen indefs weiter über sie weg in den Krater hinein, aus welchem uns eine heisse, schwefelgeschwängerte Luft entgegen kam, die den Weg über den Lavagraus, der oft unter uns zusammenkollerte, eben nicht angenehmer machte. In der Mitte stand ein steiler Schwefelhügel, hinter welchem sich der Qualm des Vulkans mit dem Geräusch eines Bergstroms herausarbeitete. Die Nacht vorher hatten sich wieder Flammen gezeigt, und der Einsiedler wollte Erdstösse verspürt haben. Wir hörten wenigstens schon beim Hinaufsteigen von Portici aus mehrere dumpfe Donner im Innern des Berges, und der immer mehr zunehmende Rauch verkündigte uns eine Unruhe in seinem Bauche, welche wir auch in der Nähe der Mündung deutlich erkannten.

Es war ein ganz eigenes Gefühl, auf dieser Lavaschale zu wandeln. Aus unzähligen Oefnungen drang Rauch heraus; aus andern,

über welche wir wegschreiten mufsten, brach Feuer hervor, woran unsre Führer ihre Stöke anzündeten, und der Herzog della Torre sich sogar sein Mittagmahl kochen liefs. Wenn auch nicht die grausen Formen der Massen, so wirkte doch ihre Farbe schon ganz eigen auf das Gemüth. Hier ein ganz hochgelber Schwefelberg; um seinen Fufs windet sich ein dunkelrothes Schlakenfeld, welches an eine weisse Salzflur anstöfst, deren Kristalle im Sonnenschein tausendfach flimmern. Dort thut sich dann, mitten im Schwefelthal, ein tiefer Abgrund auf, welchem man sich auf Augenblike nähern kann, aber plözlich wieder vom Dampfe zurükgeworfen wird. Hinter diesen vielen, gestaltlosen, Gestalten wölbt sich die alte Kratermauer herum, an welcher die kleinern Rauchsäulen sich in die Höhe winden, und ihren Weg durch einen langen Schwefelstreif bezeichnen. Ueber diesem allem zittert die erhizte Luft, dafs das

ganze, gewaltige Berghaupt zu beben scheint, und der Gedanke, man stehe hier auf einem unauslöschlichen Feuerkessel, dessen Schale durch eine geringe Bewegung in dem Bauche des launischen Ungeheuers plazen könnte, dringt sich mit Gewalt der Seele auf. Dabei wirkt die dike Schwefelluft beängstigend auf die Brust; drohen die Pausen, welche in dem Aufsieden des Feuerqualms entstehen, jeden Augenblik mit einem stärkern Ausbruch, und kann der Fufs kaum einen Moment auf der gefährlichen Bahn rasten.

Durch einige Abgründe stiegen wir endlich wieder an den Rand empor; und wahrlich es war uns wohl, wie Ulysses, als er wieder aus der Schattenwelt in das Reich der Sonne und des Monds zurüktrat!

Wie Sie denken können, hat sich der Krater des Bergs durch diesen Ausbruch sehr verändert. Ich hebe Ihnen hier eine Stelle

aus einem kleinen Werkchen aus, welches der unermüdete Vesuvsbeobachter, Herzog della Torre, über diesen Ausbruch bekannt gemacht hat. Er schildert darin den Krater, wie er ihn vor einem Jahre, am 2ten November 1803, gefunden hat.

„Ich kam, erzählt er, an dem Rand des Kraters an, und blikte hinab in den ungeheuern, majestätischen Schlund, welcher sich mir als eine tief gelegene Ebene darstellte. Das Mittelmaafs der Tiefe fand ich 500 Palme, also 100 Palmen weniger als es im Jahr 1794 von Breislack gefunden wurde. In der Mitte dieses Thals erhoben sich drei Hügel von ungefähr 50 Palmen Höhe, welche im Februar 1799 feurige Steine und Flammen ausgeworfen hatten, die man zween Tage lang von Neapel aus erblikte. Diefs war die einzige sichtbare Bewegung, welche der Berg seit 1794 gemacht hatte, und von der diejenigen nichts wissen, welche von einer

gänzlichen Ruhe desselben seit jener Zeit sprechen" *).

«In diesen Hügeln sah man noch die offenen Mündungen, woraus sich der gewöhnliche Rauch erhob, und um sich her die schönsten Schwefel- und Salz-Kristalle bildete. Den ganzen Umfang des Kraters fand ich 11,500 Palmen, also 2,900 mehr, als sie Breislack angegeben hatte. Ich schreibe die Verschiedenheit der Maafse folgenden Umständen zu: 1) Die Materie, welche im Jahr 1799 ausgeworfen wurde, fiel in das Kraterthal zurük, und mufste also seine Fläche erhöhen. 2) Der Rand des Kraters war an vielen Orten eingestürzt, und diefs brachte auf der Fläche dieselbe Wirkung hervor,

*) Auch ich gestehe, in demselben Irrthum gestanden zu haben, als ich meinen ersten Brief schrieb, habe mich aber nun durch andre Erkundigungen von der Richtigkeit der Behauptung des Herzogs della Torre überzeugt.

und vermehrte zugleich den Umfang des Kraters. Gegen Süd und Südost war sein Rand am niedrigsten; gegen West und Nordwest war er am höchsten. Die Form war dieselbe, wie sie Breislack beschreibt. Das Mittelmaafs des Kegels hielt gegen Osten ungefähr 4000 Palmen, also über eine halbe italienische Meile" *).

Dieses ganze tiefe Thal hat sich nun mit Lava ausgefüllt. Erst als dieses geschehen war, lief die Schale, so zu sagen, über, und gofs sich auf einer Seite aus, wodurch der Lavastrom gebildet wurde, den man mehrere Wochen gesehen hat. Auf dieser Masse, welche übrigens beinahe auf allen Seiten noch mit einer ansehnlichen Wand umgeben ist, erheben sich jezt mehrere spizige Schwefel-

*) Eine italienische Meile hat 7000 neapolitanische Palmen; 30 solche Palmen machen 43 englische Fufs, und 160, 129 französische.

hügel, neben welchen sich dann auch gewöhnlich eine Feuermündung befindet, aus der noch immer Rauch, und des Nachts auch Flammen hervorbrechen. Die ganze Fläche aber ist voll Rizen und Löcher, welche rauchen. Ich warf in mehrere Steine hinein, und sogleich stand auch die ganze Oefnung in lichter Flamme.

Wir fanden den Herzog della Torre auf einem dieser Schwefelberge sizend. Er brachte da den ganzen Tag zu, um Beobachtungen zu machen; denn seit Hamilton gestorben, und der gute Abbate Tata durch sein hohes Alter gelähmt worden ist, hat Er sieh die Herrschaft über den Berg ausschliessend zugeeignet. Wir fanden bei ihm eine grosse Zange, in deren Griffe sein Name und die Jahrszahl, 1804, gegraben war. Damit griff er in die noch heisse Lava, und holte sich da ein Stük Masse heraus, in welchem sodann natürlich die angezeigten Buchstaben abgedrukt waren.

Bei aller Achtung, welche ich für des Mannes unermüdeten Fleifs in der Beobachtung dieser Naturerscheinung hege, konnte ich mich des Lächelns nicht enthalten. Dafs es aber bei ihm nicht auf blosses Spielwerk abgesehen ist, beweist die neulich erschienene erste Abtheilung der Geschichte dieser Eruption, welche ein sehr merkwürdiger Beitrag zur Geschichte des Bergs ist.

Ich schliesse diesen meinen Brief mit einer Nachricht über den Schaden, welchen die Eruption gestiftet hat. Sie werden nicht vergessen, dafs sie in Rüksicht auf ihre Dauer, und daher auch auf die von ihr ausgeworfene Lavamasse, eine der ansehnlichsten ist, welche man kennt. Aber eben darum werden auch Sie mit mir Ihre Vorstellung von der Furchtbarkeit dieses Gebirges mildern, wenn ich Ihnen sage, dafs der Schaden ungefähr auf 60,000 Silberdukati geschäzt wird. Der Lavastrom hat eine Länge von 22,500 Palmen,

also über drei italienische Meilen, und zerstörte auf seinem Wege ungefähr 100 Moggia angebauten Landes, deren jede man auf 600 Dukati schäzt. Wenn Sie daher freilich die ausgepreſsten Thränen, die bangen Stunden des Jammers der, der Scene nahen, Landleute vergessen können, und den künftigen Segen von Fruchtbarkeit, wodurch die Zerstörung, wiewohl in später Folgezeit, wieder entschädigt wird, in Anschlag bringen, so müssen auch Sie sich mit diesem alten Schrekensberge versöhnen.

Neapel, den 1. *December* 1804.

Jedermann glaubte den Berg völlig beruhigt, als er sich in der Nacht vom 22sten auf den 23sten November, vier Stunden nach Sonnenuntergang, wieder öfnete, und eine solche Menge Lava ergofs, dafs sie in Zeit von zwo Stunden einen weit grössern Weg zurüklegte, als sie seit der ersten Eruption dieses Jahrs gemacht hatte. Der Berg hatte vorher zwar noch immer geraucht; es war aber bei diesem Ausbruch nur eine Flamme auf der Spize sichtbar geworden, aus welcher sich nach und nach die grosse Feuermasse entwikelte, die mit solcher Schnelligkeit sich ausgedehnt hat. Den Tag vorher wollte man Erdstösse in der Stadt verspürt haben, welche in Apulien mit noch weit grösserer Stärke gefühlt wurden.

Herr von Kozebue hatte seine neapolitanischen Freunde zu einem Mittagessen bei dem Eremiten eingeladen. Um Mittag waren wir ungefähr da angekommen, und ich entschlofs mich, mit einem aus der Gesellschaft, noch einmal die Spize zu ersteigen.

Schönes Wetter war es in dieser Höhe des Bergs. Aber an dem Aschenkegel hinauf fanden wir, so zu sagen, eine andre Jahrszeit. Wir kletterten in einem diken Nebel, wo es sehr kalt war, und wurden gleich sehr von der feuchten Luft und dem Lavarauch beschwert. Weit minder mühsam wurde mir dieser Gang, als sonst, und mein Körper schien sich in den einigen Reisen, welche ich nach dem Krater gemacht, an diese Arbeit gewöhnt zu haben. In weniger als einer halben Stunde standen wir an seinem Rande.

Aber wie sehr war alles hier verändert! Da, wo sich vorher die Lava herausgegossen,

und bei meinem lezten Hierseyn ein wildes Felsthor und eine zakichte Strasse in die Tiefe hinab gebildet hatte, über welche ich damals mit vieler Gefahr weggeklettert war, hatte sich nun der Rand gespalten, und eine, mehrere italienische Meilen lange, fürchterliche Kluft von einigen 100 Fufs Tiefe, und nicht viel weniger Breite gewühlt, in welcher sich ganz deutlich die Bestandtheile des Berges erkennen liessen. Sie waren in dieser Höhe nichts minder, als Asche und Lavasand. Darum war diese gewaltige Veränderung auch mit so wenigem Lärm geschehen; was unmöglich gewesen wäre, wenn das Gebirge aus Felsen bestanden hätte. Die äussere Bildung der Vulkane überhaupt wurde mir dadurch ganz klar, und ich hätte das Erdfeuer einem Maulwurf vergleichen mögen, wenn er seine Gänge gräbt, und seine Hügel aufwirft. Ich konnte mich der Idee nicht

erwehren, dafs es vielleicht einst eine Zeit gegeben hat, wo die Fläche der Erde ganz eben war, und dafs zahllose Bewegungen in ihrem Bauch am Ende diese Erhöhungen zum Theil durch Auswürfe, zum Theil durch Zusammensinken in die leeren Räume, hervorgebracht haben.

Diese Idee, so wenig sie auch gegründet seyn mag, hat wenigstens den Vorzug, dafs sie eine grosse Ansicht eröfnet. Der Blik in den Krater hinein, als er durch den Nebel, nur wie durch einen Schleier, sichtbar war, stimmt die Seele höher, und wo man die gewaltigen Würkungen der Natur so deutlich vor dem Auge hat, wie hier, scheint ihr nichts mehr unmöglich, wenn von Umgestaltungen und Zerstörungen die Rede ist. Wo in wenigen Augenbliken solche Veränderungen geschehen, was mufs in der ungeheuren Zeit, welche in geheimnifsvollem

Dunkel hinter uns liegt, nicht geschaffen und zernichtet worden seyn?

Aus dem Krater heraus stürzte sich ein diker Lavastrom senkrecht in die Kluft hinunter, und flofs langsamer fort in derselben Richtung, welche alle Ströme dieser Eruption genommen hatten. Es war ein Anblik eigener Art, bei Tage eine solche, rastlos sich bewegende, Glutmasse zu sehen, wie der Nebel noch überdiefs das hohe Roth ihrer Farben milderte, und das Ganze in einem minder furchtbaren Licht zeigte; wie sich der Strom sodann weiter unten unter einer Schale schon verhärteter Lava verlohr, und in grösserer Entfernung wieder hervorbrach. Nur sehr gering war der Rauch; die Masse schien ein völlig gediegener Flufs zu seyn.

Er hat sich weiter hin nicht mehr mit der Eile vorwärts geschoben, wie näher an der Spize; aber er theilte sich in einen Arm, wel-

cher gegen Portici zuflofs, und, wenn er fortgewachsen wäre, für einen Theil dieses Orts fürchten liefs.

Ohne Zweifel sind die verschiedenen Lavagüsse, welche der Berg seit seiner Eröfnung vorigen Sommer ausgestossen hat, in ihren Zusammensezungen verschieden, so wie der Grad der Kraft im Innern des Gebirgs unaufhörlich wechselte. Die jezige Lava unterscheidet sich daher von der mancher vorhergehenden Eruptionen durch die Ungleichheit ihrer Bewegung. Sie hatte nicht immer die, ihr sonst gewöhnliche, Langsamkeit im Fliessen, sondern rollte auch schneller vorwärts. Zum Theil dürfte man hieraus auf eine vollkommenere, im Bauche des Vulkans geschehene, Verkochung ihrer Bestandtheile schliessen; zum Theil aber wohl auch annehmen, dafs die ausstossende Kraft desselben verschieden war.

Was diese ganze Eruption noch sonst unterscheidend bezeichnet, ist, dafs sie sich nicht durch in der Ferne bemerkbare Zeichen, nicht durch gewaltsame Erdstösse, sondern nur durch das Austroknen der Brunnen am Fusse des Berges angekündigt hat, und ohne eine gewaltsame Eröfnung erfolgt ist.

Die Lava scheint diefsmal eben so gut, als die ausgeworfene Asche, wenig Eisentheilchen zu enthalten. Pulverisirte Stüke derselben haben der Magnetprobe nicht Genüge geleistet, und kaum bemerkbare Stäubchen blieben an dem Magnet hängen. Desto häufiger aber erschien das Sal ammoniacum auf der Oberfläche der Lava, welche meist in einem so hohen Grad gesalzen ist, dafs man nur mit Widerwillen die Zunge daran halten kann. Auch finden sich Schwefeltheilchen, wiewohl in weit geringerm Grade, in den porösen Aussenseiten der ausgeflossenen Materie.

Diefs wenige ist es, was ein Laie in der Chemie und Mineralogie bemerken konnte. Sollten genauere Untersuchungen und Zerlegungen des Minerals hier geschehen, so zweifeln Sie nicht, dafs ich Ihnen die Resultate derselben mittheilen werde. Leben Sie wohl.

Neapel, den 4. Mai 1805.

Gestern habe ich dem Krater des Vesuvs meinen Abschiedsbesuch gemacht. Ich war Morgens frühe von Salerno abgereist, und kam um Mittag nach Portici. Klar und nebellos lag der Berg da. Beinahe kein Rauch war auf seiner Spize sichtbar — wer weifs, wann und ob ich ihn wieder sehen werde? Ich mufste mich entschliessen, ihn noch einmal zu ersteigen.

Ich sage Ihnen nichts von dem Wege. Nur von der Reise am Kegel hinauf mufs ich bemerken, dafs ich aus der grössern Beschwerlichkeit derselben auf grosse Veränderungen schlofs, welche mit ihm vorgegangen seyn mögen. Er schien mir z. B. weit steiler und höher, als zuvor. Ich glaubte, dafs sich der Rand auf der Seite von Neapel zu etwas erhöht habe, was sich leicht aus der Menge der ausgeworfenen Materie, und der Ausfüllung

des Kraters erklären liesse. Freilich wurde ich erst durch das Gefühl der Mattigkeit auf diese Bemerkung geleitet, und dürfte mich darum leicht betrogen haben.

Da, wo wir am Rande des Kraters ankamen, hatten wir gleich vor uns einen, etwa zwanzig Fufs tiefen, Graben liegen. Er war durch die Randmauer des Bergs auf der einen, und durch einen wilden Lavawall auf der andern Seite gebildet. Die Masse war da in grössern und kleinern Klumpen geborsten, und gab den grausen Anblik wilder, gegen einander empörter, Naturkräfte.

Wir stiegen in diesen Graben hinab. Ueberall war der Boden sehr heifs, immer heisser, je tiefer wir kamen. An manchen Orten rastete der Fufs ungerne. Willig folgte ihm das Auge, welches nicht weilen mochte über dem Graus, und wir erstiegen den Lavawall.

Ueber unordentliche Massen von Hügeln und Gräben weg giengen wir tiefer hinein, wo wir den Rauch hervordampfen sahen. Ich sage Ihnen nichts mehr von dem drükenden Eindruk, welchen der Anblik dieser, so vielfach geborstenen, Ränder, der gelben Hügel, der rauchbraunen Felsen der Kraterwand auf die Seele machten. Wir drangen so schnell, wie möglich, dem grösten jener Schwefelberge nahe, hinter welchem sich der Rauch erhob.

Wir hatten geglaubt, dafs wir nur Eine Mündung finden würden. Aber es waren ihrer drei, ganz nahe beisammen. Bei zweien derselben findet das Auge einen Grund; bei der dritten und grösten aber nicht. Einem, sehr jähe sich senkenden, Trichter gleich, und von regelmäfsiger, runder Form, wie ein Brunnen, kann man sich ihm bis an den Rand nähern, dafs man das Senkblei hinab werfen möchte, wenn es möglich wäre, die Tiefen dieser furchtbaren Natur zu ergründen.

Lange standen wir da, und schauten hinunter. Unaufhörlich stieg Rauch herauf; in wechselnden Stössen quoll er stärker hervor, und bei jedem solchen Ausbruch war der Drang aus den drei Mündungen hervor gleich stark, was ihre nächste Verbindung mit einander beweist. Wir warfen einen grossen Stein hinunter. Eine Minute lang hörten wir ihn von Seite zu Seite kollern, bis er sich in die Stille verlohr. Nur eine kleine Pause, so vernahmen wirs unten brausen in der Tiefe. Es donnerte; der Boden, wo wir standen, erzitterte, wie von einem elektrischen Schlag; mit Gewalt sprühte der Rauch, und mit ihm kleine Feuermassen heraus.

Es war uns nicht ganz wohl zu Muthe. Denn, wie oft ich auch da gewesen bin, habe ich es immer wieder anders gestaltet gefunden. Noch ist das Feuer nicht erloschen, die zerstörende Kraft nicht erlahmt; wer bürgt Ihnen dafür, dafs die Geburtsstunde

des unglükschwangern Berges nicht gerade in die Zeit treffen könnte, da der Neugierige auf der Schale der überreifen Frucht steht? Und fürchten Sie auch nichts, so mögen Sie doch nicht weilen unter diesen grausen Hügeln, an denen sich das Feuer mit gelber Rinde gemalt hat, welche hie und da in grünes Schwefelmoos, oder in blendende Salzkrystalle sich verändert, und Farben bildet, die man nur hier sehen kann.

Wir giengen gegen die Seite der Kraterwand zu, wo sich die Lava ergossen hatte. Sie erinnern sich aus meinem vorigen Brief vom 1sten December 1804 der grossen Kluft, welche der Glutstrom sich dazumal hier zu seinem Bette gewählt hatte. Diese Kluft ist beinahe nicht mehr. Sie ist ausgefüllt mit Asche, Sand und Lava: aber der Gang der leztern ist merkwürdig bezeichnet. Gegen hundert Schritte lang hat sie einen Kanal gebildet, welcher mit einem Rindegewölbe

bedekt, einigermaafsen die Beschaffenheit der Materie verräth, durch die sie entstanden ist. Es war jener reine, vulkanische Gufs, dessen Oberfläche, wie Glasgufs, sogleich an der Luft erkaltet. Unter der Schale fliefst die Feuermaterie fort, und es entsteht ein leerer Raum, so wie sich die Zuströmung derselben vermindert. Auf dieselbe Weise bildeten sich am Aetnagebirge die vielen Grotten, welche zum Theil von ausserordentlichem Umfange sind, und ganze Armeen beherbergen könnten. In sie verliert sich oft ein grosser Lavastrom, ohne dafs man begreifen kann, wo er hingekommen ist. Sie füllen sich oft mit Wasser an, dafs unterirdische Seen entstehen, welche sich durch einen Stofs im Innern des Berges öfnen, und zerstörende Fluthen ausschütten. Manchmal schliessen sie sich wieder; die Dünste in ihnen gerathen in Gährung, und erschüttern, wenn sie plazen, das Land. Aus den meisten dringen starke Winde hervor,

und das mächtige Spiel der Natur ist mit ihnen so vielfach und wechselnd, als die Natur selbst.

In diesem Zustande befindet sich der Berg gegenwärtig. Es ist nicht wahrscheinlich, dafs er sich beruhigt habe, und bald dürften wir ihn wohl einen neuen Lavagufs ausschütten sehen. Tröstlich ist indefs doch die Bemerkung, dafs die furchtbare Kraft in seinem Innern allmählig erlahmt, und dafs vielleicht eine Zeit kommen kann, wo man sich die Geschichte seiner Zerstörungen als Wunder der Vorzeit erzählen wird.

Beilagen.

Das Petersfest in Rom.

Den 27. und 28. Juni 1803.

Erster Tag.

Erst den 28sten sollten eigentlich die Feste beginnen. Bei dieser Feier fangen sie aber schon einen Tag früher an. Ungern möchte ich diefs dem Feiertagssystem dieser Religion zuschreiben. Ich glaube es hat wohl einen humanern Grund. Um die Beleuchtung der Kuppel von St. Peter und das Feuerwerk auf der Engelsburg zu sehen, müssen die meisten ihre Häuser verlassen, und sich entweder auf hohe Punkte der sieben Hügel stellen, oder dem St. Petersplaz und der Engelsbrüke selbst zueilen. Alle können nun natürlich das Haus

nicht verlassen. Die Unglüklichen, die ihr Stand oder ihre Pflicht in ihren Mauern hält, konnten also ohne die Wiederholung der Feier nichts geniessen, und müfsten durch die Beschreibungen derer, die zugegen waren, nur um so verdrüfslicher werden. Besser that man, den folgenden Tag eine Wiederholung zu machen. Die Familien theilen sich in die beiden Tage, und der heilige Petrus sieht keinen Unzufriedenen. Die Erzählungen derer, welche die erste Feier gesehen, spannen die Erwartung der andern, die sich für den folgenden Tag vertrösten müssen; und die Vergleichungen, welche zwischen den beiden Tagen angestellt werden, machen die Unterhaltungen noch einige Tage nachher lebhaft.

Die, schon seit sieben Jahren unterbliebene, Girandola wurde dieses Jahr wieder gegeben. Schon das spannte die Erwartung der noch immer auf Spiele erpichten Quiriten

stärker als gewöhnlich. Wo man sich wohl hinstellen wolle? ob man in der Nähe oder Ferne das Schauspiel am besten geniessen werde? wo es überhaupt die schönsten colpo d' occhio mache? — Diese Fragen beschäftigten schon die meisten am Vorabend vom Petersfeste; viele konnten kaum die Dämmerung erwarten. Das allmählige Anzünden der Lampen in den Fenstern der Frommen verkündigte endlich den nahen Anfang. Das freudige Auflodern der Feuer in den Strassen und auf den grössern Pläzen mahnte etwas später, der Scene des Schauspiels zuzueilen. Welche sich nicht in das Gedränge wagen wollten, schauten begierig vom Trinità di monte und andern erhabenen Pläzen gegen die Seite der Stadt hin, wo die St. Peterskuppel bereits in mattem Feuer glänzte. Die kleinern Lampen waren schon früher angezündet worden, und mit ölgetränktem Papier umgeben, gaben sie nur Licht, aber keine Helle.

Die Kuppel glich in diesem Grade der Beleuchtung der päbstlichen Krone von schwarzem Sammt mit goldenen Bukeln.

Aber die Meisten eilen dem Petersplaze selbst zu. In den Strassen, die nach der Engelsbrüke führen, ist das Gedränge der Fahrenden und Gehenden so grofs, dafs man sich wundern mufs, wenn Niemand Schaden leidet. Die Strassen sind ohne diefs so eng, so gekrümmt, so häufig von Nebengassen durchschnitten, aus welchen sich Menschenströme hervordringen, dafs bei der schlechten Polizei, die sich um alles dieses nichts bekümmert, die gröste Vorsicht nöthig ist, um nicht überfahren, nicht zur Erde geworfen zu werden. Das schrekt aber Niemand ab. Frauen, Mädchen und Kinder wagen sich gleich dreist ins Gedränge. Stossen und gestossen zu werden gehört zur Eigenthümlichkeit des Tags. Niemand klagt, wenn er tüchtig angestossen worden ist; so wie sichs

niemand leid seyn läfst, wenn er jemand niedergerannt hat.

Je näher gegen die Engelsbrüke, desto dichter wird das Gedränge, ob sich gleich viele in die benachbarten Häuser verlieren, wo Fenster und Dächer an die Schaulustigen vermiethet werden. Padroni luoghi! ist das ewige Geschrei, welches einem in die Ohren tönt. Una finestra bella, finestra bellissima, so wachsen die Lobreden der Pläzevermiether, je näher dieses der Scene ist.

Aber wer mag nun schon hier an der Engelsbrüke fest halten? wird man nicht die Beleuchtung auch so nahe als möglich geniessen wollen? Man läfst sich durch die Gefahr, die Engelsbrüke zu passieren, nicht abschreken, und eilt hin, wo die ruhige Beleuchtung der Kuppel von St. Peter bereits den Römern langweilig geworden ist.

Gedrängt voll ist der Plaz vor dem Dome

bereits. Die Wagen reihen sich in halben Kreisen vor der Façade herum, und wer klug ist, stellt sich auf die entfernteste Seite des Plazes. Denn je näher man gegen den Obelisk steht, desto tiefer sinkt die Kuppel hinter die Façade hinunter, desto mehr verliert die Ansicht an Grösse und Erhabenheit. Aller Blike sind gegen die Kuppel zugewendet. Ungedultig erwartet man das Zeichen der Gloke, und man sieht jeden Augenblik nach der Uhr, ob die erste Stunde der Nacht noch nicht vorüber ist. Schon haben ja doch die Kanonen den Anfang der Feier verkündet. Man wünscht die kleinern Lichter einmal durch die grössern Feuer verdunkelt, und, womit man sonst höchlichst zufrieden wäre, das würdigt man nun, als die Eröfnung des grössern Schauspiels, kaum einiger Aufmerksamkeit.

Endlich ertönt die grosse Gloke vom Dome.

Und schneller hat man sich kaum gefreut,

dafs der ersehnte Augenblik gekommen, so glüht auch schon das Kreuz auf der Kuppel in heller Flamme. Als öfneten sich unzählige kleine Vulkane an derselben, scheint das Feuer auf einmal hervorzubrechen, und das Ganze steht in lichter Flamme. Ein tief heraufgezogenes Ah ist der Ausdruk der allgemeinen Bewunderung.

Es ist ein schöner, aber kein grosser Anblik. Das Ganze gleicht einer einzigen, grossen Flamme, die aber nur ruhig glüht, und keine Funken aussprüht. Die unsichtbare Symmetrie der Lampen hatte für das Auge doch regelmässige Linien gebildet; es hatte in der Feuermasse, Portale, Säulen und Ornamente zu sehen gewähnt, und diese wahrlich viel deutlicher, als wenn man aus Wolken sich Gestalten bildet.

Der Petersplaz ist einer der grösten Pläze in Europa. Man versichert, dafs er bequem 80,000 Menschen fassen könne, und man

glaubt diefs gerne, wenn man die Menge sieht, welche sich diesen Abend auf demselben herumdrebt. In ganz Rom ist in diesem Augenblik keine Kutsche zu finden; alle sind hier zusammengedrängt. Und doch ist noch immer Raum genug da für die Tausende von Fufsgängern, die entweder auf den Stühlen um den Obelisk herum Plaz nehmen, oder nach Laune ihren Standpunkt wählen. Alles war ruhig gewesen bis die Fakeln angezündet waren. Nun aber sezt sich die ganze Menge in Bewegung. Man verändert die Ansichten, und wer sich entschliessen kann, der brennenden Kuppel auf ein paar Augenblike den Rüken zu kehren, der ersteige die Treppen vor der Façade des Doms, und geniesse den herrlichern Anblik der auf dem Plaze sich bewegenden Menschenmenge. Gerade eben jezt fangen sie an, in unzähligvielfachen Richtungen hin und her zu gehen, und die Kutschen bilden vielfach geschlungene Kreise,

und drehn sich jagend herum, um die Ansicht zauberischer zu geniessen. Der Mond, und die Fakeln vom Dom und der Kolonnade werfen eine so heitre Beleuchtung auf die unzähligen stehenden und sich bewegenden Gruppen, es ist dabei so still und ruhig, dafs man das Plätschern der beiden Fontänen hört. Man kann sich nicht enthalten, dabei an den grossen Schauplaz des Lebens zu denken, wenn ihn das Auge vom archimedischen, ausserirdischen Punkte anschauen könnte.

Hier zeigt es sich so deutlich, wie unbeständig der Mensch im Genufs ist, und wie er auch in ihm rastlos vorwärts schreiten will. Man hat ihm ein schönes Schauspiel eröfnet, das er ganz rnhig geniessen könnte — der Anblik einer grossen Feuermasse, welche nicht schaden kann, und durch ihre Form dem Auge schmeichelt. Allein er will nicht ruhig geniessen. Der Anblik des sich schnell entzündenden Lampenfeuers, und der

Gedanke an die Behendigkeit, aber auch Gefahr, womit dieses bewerkstelliget wurde, ist ihm genug. Unerachtet er noch eine ganze Stunde bis zur Eröfnung des Feuerwerks auf der Engelsburg Zeit hat, so mischt er sich doch lieber in den Volksstrom, welcher sich vom Petersplaz in die beiden nach der Engelsbrüke führenden Strassen ergiefst, und verachtet eine Gefahr, die er mit unnöthiger Aufopferung des gegenwärtigen Genusses für einen künftigen erkauft. Alle wissen, dafs mit der Rakete, die so eben in die Luft geflogen ist, die Feuerspiele auf Hadrians Grab noch nicht beginnen. Darum ist aber doch keiner so klug, die Menge erst sich vertheilen zu lassen, und, während die andern unter Kutschen und Menschengedränge sich mühen, noch eine Viertelstunde ruhig fortzugeniessen.

Uneingedenk eines ältern Vorfalls, da einmal die Engelsbrüke unter der Menschenmenge

zusammenbrach, keilern sich nun Hunderte in ihrer engen Parallellinie ein. Sie werden alle noch Pläze finden; alle noch zur Zeit ankommen, als ob nur Einer das Ziel erreichen könnte. Keuchend und schwizend kommen sie über der Tiber an, und können es kaum erwarten, bis sie sich wieder nach der Engelsburg umdreben können. Aber schweigend liegt diese noch in der grauen Nacht da, und sie müssen noch mit der Beleuchtung der Sterne zufrieden sein.

Wieder die nemliche Ungeduld, wie vorher auf dem Petersplaz. Diesmal nur grösser, weil man sich ein grösseres und selteneres Schauspiel verspricht. Einzelne Raketen, welche von Zeit zu Zeit in die Luft fliegen, oder Kanonenschüsse, die gehört werden, betrügen die ungedultig Harrenden jeden Augenblik, und es kommt hier zum unangenehmen Harren noch die jeden Augenblik getäuschte Hofnung hinzu.

Das luoghi-Geschrei wird nun immer seltener gehört, je mehr die Bänke und Fenster besezt werden. Auf dem Geländer der Brüke, und der Tibereinfassung werden gefährliche Pläze theuer erstritten und bezahlt. Man hat überall schwache Gerüste errichtet, die von Menschenlast dröhnen. Die Fenster sind mit Zuschauern gefüllt, die Dächer selbst von ihnen bedekt, und die unbequeme Stellung, welche man gerade auf den besten Pläzen nehmen muſs, machen das Vergnügen, das nun kommen soll, theuer erkaufen.

Endlich donnert eine Kanone, und zu gleicher Zeit strömt die Spize der Engelsburg, dem Vulkane gleich, einen Strom von Feuer aus, welcher sich, wie eine Garbe, im Horizont malt, und dessen oberste Spizen gegen die Stadt herüber ein rundes Feuergewölk bilden. Erhabener, als diesen Anblik, kann es in dem ganzen Reiche des Feuers keinen geben. Der Himmel mit all seiner Grösse, all

seinen Sternen, mit seinem eben hellleuchtenden Monde wird durch diese künstlichen Sterne verdunkelt, welche in allen Farben sich aus der Feuergarbe herausschütteln, und noch durch die eilenden Wellen verdoppelt, aus den Fluthen des Tiberstroms heraufschimmern.

Unendlich viele Raketen, die in geraden Linien die Luft durchschneiden, oder in Schlangenkrümmungen in der Höhe zischen, oder zahllose Sterne ausschütten, und mit lauten Donnern die Luft erschüttern, folgen der Feuergarbe. Räder aller Art, Feuer aller Farben ausgiessend, schwirren um ihre Axen, und zeigen die Engelsburg in den sonderbarsten Formen. Feurige Guirlanden fassen ihre Mauern ein, und es ist auffallend, wie ganz einzig dieses Gebäude für dergleichen Belustigungen geeignet ist. Eben zeigte es sich nur einzeln stark erhellt, aber mit desto dikern Schatten; nun ist es ganz beleuchtet

mit allen seinen Mauern und Winkeln. Es gleicht jezt einem brennenden Berge, an welchem sich überall Feuerströme herausarbeiten. Aber bald gewinnt es eine andre Gestalt, und scheint ein prächtiges Diadem, dessen Brillanten aus schönem, bläulichem, ruhig glühendem Lichte bestehn. Nicht lange, so schlingen sich neue Raketen in regelmässigen Spirallinien in die Höhe, welche in der Luft eine ganze Brut feuriger Schlangen gebähren, die sich zischend um einander herumschlingen, und plözlich, wie Feenbilder, in Luft zerfliessen. Eine neue Feuergarbe löscht die kleinen Lichter aus, und wölbt ihren Glutstrom, wie ein geöfneter Fächer, über den Flufs herüber. Ein Nu löscht alle ihre Flammen aus, und die Engelsburg liegt wieder in schwarzer Nacht da, auf welcher sich nur einige Lampen, wie Irrlichter, herumdrehn.

Während diesem Schauspiel haben die Knälle der Schwärmer und Raketen, und die

untergemischten Kanonenschüsse das Ohr aufs fürchterlichste bestürmt. Das Echo auf der Piazza del ponte verdoppelte den Lärm, und die Gewalt, womit das Gehör ergriffen wurde, erlaubte dem Auge nicht, ganz deutlich und ruhig anzuschauen. Man verläfst das Schauspiel mit jener unangenehmen Verwirrung und Leere, welche allen starken Sinnengenüssen zu folgen, und dennoch wenigen zu entleiden pflegt.

Doch, ehe wir nach Hause gehn, noch einen Blik auf die Volksmenge, welche sich auf dem Plaz del ponte, blos durch die Tiber von der Engelsburg geschieden, zusammengedrängt hat. Hier ist nicht so viel Raum, wie auf dem St. Petersplaze; aber wer dort seine Stelle gefunden hat, dem mufs sie auch hier werden. Dafs man dabei die gefährlichsten Pläze ohne Besinnung wählt, ist natürlich; aber dafs so wenig Unglük dabei geschieht, ein Trost weiter für so viel Schlim-

mes, dem die Menschen nicht immer ausweichen können.

Wer ein Fenster in einem der benachbarten Häuser genommen hat, thut wohl, nach dem Ende des Feuerwerks noch eine Viertelstunde zu bleiben. Wie sie's vorher kaum erwarten konnten, bis sie ankamen, so glauben nun alle, nicht genug nach Hause eilen zu können. Menschen und Kutschen vermischen sich dabei in den engen Strassen so gefährlich, dafs, wer sich hineinwagt, den Unfall, der ihn trift, blos sich selber zuschreiben kann.

Zweiter Tag.

Wir wollen uns nicht bei Beschreibung der religiösen Verrichtungen des heutigen Tages aufhalten. Dergleichen Scenen sind ja immer die nemlichen. Sie erscheinen einem aber gerade hier um so kleinlicher und abgeschmakter, je grösser die Pracht ist, womit

sie begangen werden. Wir haben nun Gelegenheit, die ganze Volksmenge Roms in der Peterskirche zu mustern. Finden wir uns daher etwa um neun Uhr in derselben ein.

Um diese Zeit ist bereits die ganze höhere Geistlichkeit um den Hochaltar versammelt. Der Pabst schwizt unter der dreifachen Krone mehr, als sein Vorgänger, dessen Fest heute gefeiert wird, nicht in den asiatischen Sandwüsten. Es werden Messen gelesen, und der Pabst giebt sich heute selbst die Mühe, diefs zu thun.

Aber Niemand achtet darauf. Wer sich etwa hinzudrängt, thut es um den ganzen höhern Klerus mustern zu können. Die Bepurpurten sizen in langen Reihen hinunter, und vergleichen sich nicht übel den, oft rothgekleideten, Galeerensklaven einiger italienischen Mächte. Hinter ihnen, etwas in der Höhe zum Theil, haben die ersten Damen der Stadt mit ihren Begleitern die Pläze.

Warum diese Leute alle hier beisammen sizen, kann man kaum begreifen, wenn man kein Zeichen von Andacht sieht. Das heilige Kollegium selbst thut sich jezt keinen Zwang an, und sieht ungescheut zu den Schönen empor, die nicht selten auf das Konklave Einflufs haben. Sie entblöden sich sogar nicht, einmal ein Gespräch mit ihnen anzufangen, und, während das Höchste ausgesprochen wird, sie durch einen zweideutigen Scherz zum Lachen zu bringen. Die Auguren Roms müssen ihr Spiel wahrlich mit ernsterem Gesichte getrieben haben, sonst wäre die bekannte Anmerkung des Cicero höchst überflüssig.

Das nemliche gilt von der ganzen, in dem Dom versammelten, Menge. Man glaubt in grossen Gesellschaftssälen zu seyn, und vergleicht die Scenen am Hochaltar mit dem Theater, von dem man sich in jene Säle flüchtet, wenn es der Neugierde keine Nahrung

mehr giebt. Man bewegt sich um einander herum, bekomplimentiert sich, fragt nach der Familie, und nach Stadt- und Welt-Neuigkeiten. Gruppen bilden sich zur Unterhaltung, welche oft ziemlich laut wird. Andre stellen sich an die Kunstwerke, um sie zu betrachten, zu loben, und zu bekriteln. Andre sind müde vom langen Herumgehn, und suchen sich Size aus, wo sie entweder schlafen, oder die Unterhaltung fortsezen. Die frommen Haufen sammeln sich um den bronzenen Petrus, der heute in Galla gekleidet mit dem völligen Ornat der päbstlichen Würde prangt. An seinem lehrend empor-gehobenen Finger flammt ein reicher Brillantenring, welcher schon in der Entfernung den Frommen und den Armen als ein Leitstern entgegenglänzt. Weit feuriger wird ihm heute der Fufs geküfst, und man vergifst sein russiges Bronzgesicht nur über dem prächtigen Mantel, welcher ihn bedekt. Ohne Scheu

wird dieser von den Andächtigen betastet, da Petrus weit populärer ist, als seine Nachfolger, und häufig entstehen zu seinen Füssen Wortstreite über den Stoff, aus welchem seine Kleidung besteht.

Weiter unten im Schiff steht ein Detachement päbstlicher Soldaten unter dem Gewehr. Diese vollenden noch die Täuschung, dafs man nicht in einer Kirche ist. Auch fühlt man nicht das Geringste von dem, was sich einem denn doch immer in einem majestätischen Dom zudringt. So viele kommen, gehen, sizen, knien, und Alle zeigen sich in so vielfachen Situationen, die sich gar nicht mit den Empfindungen der Andacht vertragen, dafs wenig Frivolität dazu gehört, um es hier, wie die meisten, zu treiben. Alle sind heute in festlichem Gewande, je schöner eine ist, desto freier auch gekleidet, und die Blike, welche umherschiessen, verrathen nur zu deutlich den Gott, dem heute geopfert

werden soll. Die wenigsten wissen, was an dem Altar vorgeht, und das Niederknien bei den verschiedenen Funktionen verbreitet sich nur wie ein Gerücht in der Kirche fort. Der Kezer, welcher nicht knien will, genieſst die schöne Ansicht auf eine niedergesunkene Menschenmenge, die dem Herzen wohl thut. Aber auch kniend wird die Unterhaltung, welche stehend angefangen war, fortgesezt, und dieses ist sogar nicht selten der Zeitpunkt, ein Gespräch anzufangen, oder eine Verabredung zu treffen, wozu die Einleitung bis jezt nur durch ein Augenspiel gemacht worden war.

So dauert es mehrere Stunden fort, während deren man sich in dem kühlen Gebäude, unter den vielen Werken der Kunst, unter der Menge von schönen Menschen, vortrefflich unterhält. Auch hat man sich hier bald und lebhaft überzeugt, daſs die Schönheit

der weiblichen Formen nirgends grofs und edel zu finden ist, als in Rom.

Endlich geht der Zug vorwärts. Der Pabst wird auf einem Tragsessel weggebracht, und Alles fällt vor ihm nieder, seinen Segen zu empfangen. Pius VII. hat keine Würde, und segnet nicht schön. Dafür loben die Römer sein andächtiges Gesicht, und seine hingebende Mine, welche der Fremde leicht mit Unrecht für sinnlose Schwäche halten könnte. Er sizt sogar sehr unbehaglich auf seinem Sessel, als fürchtete er, dafs er zusammenfallen möchte. Der Fremde, welcher nicht niederkniet, hat indefs keine Beschimpfung zu fürchten. Beugt er sich mit Ehrfurcht, wie er es dem Fürsten, in dessen Staat er gegenwärtig lebt, schuldig ist, so erregt er nicht einmal Aufmerksamkeit.

Abends um sechs Uhr ist grosse Musik in der Peterskirche. Die Nähe der festlichen Nacht und die bequeme Zeit lokt jezt weit

mehrere herbei, als die vom Pabst selbst gelesene Messe. Jezt kann man den ungeheuren Dom mit Menschen angefüllt sehen, und wenn wir diesen Morgen das Recht hatten, die Versammlung in demselben mit einer ungezwungenen Konservation zu vergleichen, so dürfen wir es nun noch weit eher thun. Das Mittagsmahl, das demselben folgende Schläfchen, die kühlere Abendluft haben unter allen Gegenwärtigen eine fröhlichere Laune verbreitet. Der Dienst am Hochaltar fordert auch nicht so viel Aufmerksamkeit, und man bedient sich nun der Freiheit des Orts mit weit grösserer Zwanglosigkeit. Die vielen Kapellen scheinen eben so viele Gesellschaftszimmer zu seyn, wo man sich zusammengruppiert, bespricht, lacht und scherzt. Der Unterschied der Stände ist ganz aufgehoben, und es trift sich, dafs ein armer Transtiberiner neben dem galantesten Monsignore auf einem Säulenpostament Plaz

nimmt, oder ein raucher Franziskaner sich der schmuksten Dame zur Seite sezt. Wer wird sich dieser Zwanglosigkeit nicht erfreuen, da es der Religion so selten gelingt, ihren schönsten Zwek, alle Menschen zu Brüdern zu machen, zu erreichen?

Einen Blik hingeworfen auf die ungeheure Volksmenge, was sieht man anders, als Geistliche und Weiber? Nirgends wird einem die Widersinnigkeit des Cölibats anschaulicher, als in Rom, wo man ihre schlimmen Folgen so deutlich vor den Augen hat. Geistliche in allen möglichen Uniformen und Farben drehen sich hier herum, und wenn man das Ganze von oben überschauen könnte, so müfsten die Farben braun, schwarz und roth die hervorstechendsten in diesem lebendigen Mosaikgemälde seyn. Alle diese Trachten wurden aus Demuth erfunden; aber der Geist der ersten Einrichtung hat sich auf den breiten Weg des Lebens verloren, und der Abbate

sucht an sein Schwarz alle Ornamente der vielfachgestalteten Mode anzufliken. Sein leichtes seidenes Mäntelchen ist das Bild seiner flüchtigen Natur, die, wie auf Flügeln, zwischen dem Altar und dem Puztische umhergaukelt. Sein freier Blik will den Zwang seines Standes vergessen machen, und wo er nicht geniessen darf, sündiget er wenigstens. Aber man kann sich nichts Abgeschmakteres denken, als diese schwarzen Prälaten mit violetten Strümpfen, stark gepuderten Haaren, und der Tonsur, welche nur die Grösse eines Viertelbajoks hat.

Nicht viel mehr Ernsthaftigkeit bemerkt man an dem heiligen Kollegium selbst. Der Dienst des Tages hält seine Glieder zwar auf ihren Sizen in Reihen geheftet; aber sie verbergen es gar nicht, wie lästig ihnen dieser Zwang ist. Die freisten, lüsternsten Blike werden aus dem Kreise dieser ehrwürdigen Männer geschossen, welche, wie die himm-

lischen Heerschaaren, den Thron des Pabsts umschliessen. Damit sie sich über der Funktion nicht zu sehr langweilen, hat man dafür gesorgt, einen Kreis der vornehmsten Damen um sie zu schlingen. Diese zween Kreise, mit dem Pabst als Mittelpunkt, sind das lebendigste Sinnbild des heutigen Roms.

Roth ist auch die Farbe der päbstlichen Garde. Die Offiziere derselben stehen und knien in mancherlei Gruppen in dem weiten Dom, und haben mit den Geistlichen das ausschliessende Recht, bedekt zu sein. Die Schweizer machen von ihnen bis zu dem geistlichen Militär des römischen Stuhls den Uebergang, sowohl an Buntschekigkeit der Farben und des Schnitts, als auch der in Rom sehr bedeutenden Haarfrisur. Auffallend ist übrigens der Unterschied zwischen den derben Helvetiern und der römischen Garde: die lezten bleichen Dunstschatten, die erstern fantastischen Nürnbergerpuppen ähnlich.

Die meisten Frauenzimmer sind von Geistlichen begleitet. Diese haben überhaupt in Rom die besten Stellen besezt, wie sollten sie in diesem Punkte zurükbleiben? Daran findet nun niemand etwas Aergerliches, ausser der Neid, oder etwa ein Fremder, welcher das Gebot des Cölibats durch diese Freiheit entschädigt sieht. Man behauptet, dafs besonders einige geistliche Orden am meisten Glük bei den Weibern machen. Gerade diese nun sieht man hier nicht in so grosser Anzahl. Sie sollen ihr Glük in der Stille geniessen.

Das römische Volk überhaupt erscheint aber äusserst verächtlich. Die Männer von ihren Weibern getrennt, und selbst hinter Andrer Weibern herschwängelnd; meist in ärmlichem Aufzug, während die Priester unter der Last des Prunks fast zu Boden sinken; auf den Knien liegend vor einer Menschenklasse, deren Verwerflichkeit alle kennen; vor Heiligenbildern sich an die Brust schla-

gend, von denen sie gewöhnlich nichts halten — es ist der sonderbarste Widerspruch, so devot, und doch so ganz ohne Glauben.

Am geachtetsten ist wohl der Fremde in Rom. Auch in diesem Menschengedränge stöfst man häufig auf ihn. Mitten unter den Knieenden wandelt er einher, steht vor dem segnenden Pabst aufrecht, und betrachtet Statuen und Gemälde, während die andern sich an die Brust schlagen. Der kezerische Fremde wird in den engern Kreis zugelassen, der devote Römer davon ausgeschlossen. Wo er sich an Jemand unter den Gegenwärtigen mit einer Frage wendet, erhält er gefällige Antwort, und man giebt sogar den Segen des heiligen Vaters selbst auf, um seinen Führer an den Monumenten umher zu machen. Wendet er sich vollends an Weiber, so ist die Gefälligkeit ohne Grenzen.

Dieses alles und noch mehr sieht man an einem grossen Kirchenfest in der Peterskirche.

Läfst sich etwas Bizarreres denken, als dieses Gemisch von Religion und Frivolität? Aber es mufs wohl ehmals anders gewesen seyn, wenn eine halbe Million Pilgrimme jährlich Rom besuchen, und fromm erbaut es wieder verlassen konnte!

Schon dämmert es in dem weiten Dom. Die übelangebrachten Ornamente verschwinden in den grössern, sich nun bildenden, Massen. Die Idee eines Gesellschaftssaals verschwindet, und das Ganze gewinnt eine ernstere, feierlichere Ansicht. In wenigen Minuten ist das Gebäude ganz leer, und die Macht der Kunst ergreifst nun um so stärker, je weniger man die Gefühle mit Andern zu theilen hat.

Schon sind die Lampen an der Façade und an der Kuppel angezündet. Es ist alles von nun an wieder wie gestern, und wir müfsten uns geradezu wiederholen, wenn wir nicht abzubrechen verstünden.

digsten unter ihnen haben zuweilen ein so finsteres, Festungen und Gefängnissen ähnliches, Ansehn, dafs sich ein, an architektonische Grössen noch nicht gewöhntes, Auge gar nicht in den Ruhm der Stadt finden kann. Die verschiedenen Pläze der Stadt sind selten von regelmässiger Form, und häufig mit Gebäuden umgeben. Das Aeussere der Kirchen ist gewöhnlich nicht vollendet; die in der Stadt hin und her aufgestellten Werke der Bildnerei sind meistens in schlechtem Geschmak gearbeitet, und durch die Zeit übel mitgenommen; die Strassen krumm und enge; die schönsten Gebäude häufig durch erbärmliche Buden entstellt. Die, am Arno liegenden, Theile der Stadt nehmen sich fast durchgängig übel aus. Die Häuser sind an den Flufs angeflikt, zeigen ihm gerade ihre häfslichste Seite, und verderben so die Ansicht auf ihn, den man übrigens auch gar nicht unter die schönen Gewässer rechnen darf.

Unter den vier, über denselben führenden, Brüken zeichnet sich blos die della Trinità durch eine gefällige Form aus. Die Ponte vecchio überrascht zwar durch ihre ungeheure Masse und ihren gebietenden Ernst, aber das Auge weilt nicht mit Vergnügen auf ihr. Ponte delle grazie ist gegen ihre Benennung die häfslichste und erbärmlichste, und verdient keine Erwähnung. Besser gefällt noch Ponte alla Carraja, von der aus sich eine liebliche Ansicht auf die buschichten Ufer des Arno öfnet.

Desto schöner aber ist die Lage der Stadt von einem der hohen Punkte derselben, oder der benachbarten Berge angesehen. Ganz en face, so zu sagen, zeigt sie sich von der Kuppel des Doms, oder dem Thurme des Palazzo vecchio herab betrachtet. Sie imponirt, so angesehn, wirklich; denn da stellt sich der ganze Umrifs der öffentlichen Gebäude und der Privatpaläste dar, deren Ansicht man

sonst nur von Einer Seite geniessen kann. Auch fällt hier die Grösse der ganzen Stadt besser in das Auge. Mit Einem Blike kann man ihre unzähligen Sträfschen verfolgen, findet man sich auf ihren vielen öffentlichen Plätzen, übersieht man die Menge ihrer Kirchen und ihrer Thürme. Es versinnlicht sich da die alte Geschichte der Stadt. Die Paläste mit Festungsmauern, und kleinen Thürmen auf ihren Zinnen erinnern an die Zeiten der bürgerlichen Faktionen und Kriege. Die Paläste Medici und Strozzi ragen über die andern Gebäude empor, und scheinen, sich gegenseitig beobachtend, einander zuzudrohen. Aber nicht müssig steht der Palazzo vecchio, als Repräsentant der Volksherrschaft, und wacht über den verderblichen Streit der Ehrgeizigen.

Denn es waren diese beiden Geschlechter, welche einander unaufhörlich um die Unterdrükung des Vaterlands befehdeten, bis mit

Filippo Strozzi der lezte, kräftige Kämpfer gegen die Mediceische Herrschaft dahinsank.

Von einem ähnlichen hohen Punkte zeigte sich die Stadt Florenz im Jahr 1529 dem Heere des Prinzen von Oranien. Vor Freude jubelten die Soldaten, als sie sie zum erstenmal erblikten, und riefen aus: Signora Firenzi, apparecchia i broccati, che noi venghiamo a comprargli a misura di picche! *)

Das Gebirge wölbt sich auf der östlichen Seite der Stadt enger zusammen. Ueberall mit fruchtbaren Oel- und Weinpflanzungen bedekt, wendet sich der Arno aus demselben heraus, und ergiefst sich in ein tiefes Bett, in welchem er die Stadt durchströmt. Auf beiden Seiten liegen schon niedrigere Berge, die mit zahllosen Landhäusern übersät sind,

*) Frau Florenz, rüste sie nur ihre schönen Linnen, wir kommen, sie nach dem Pikenmaafs zu kaufen!

welche durch ihre freundliche Farbe zu den Belustigungen des Landlebens einladen, und Ariost's Bemerkung rechtfertigen:

Se dentro un mur, sotto un medesimo nome,
Fosser raccolti i tuoi palazzi sparsi,
Non ti sarian da pareggiar due Rome *).

Links auf der Höhe steht das alte Kloster von St. Francesco al Monte und die Kirche St. Miniato; weiterhin zeigt sich das Kastel Belvedere, und in grösserer Entfernung der Hügelberg von Bellosguardo. Rechts öfnet sich die Aussicht in das segensreiche Mugellothal, thürmt sich der Berg, von welchen Fiesole's einsame Reste gefällig herabwinken, wie eine Pyramide, die das Grab eines alten Herrschers enthält. Und gerade vor dem Auge breitet sich die fruchtbare Ebene bis Prato

*) Wenn innerhalb Einer Mauer, unter Einem Namen alle deine zerstreuten Paläste vereinigt wären, so wären dir auch zwei Rom nicht zu vergleichen!

aus, die einem schönen Baumgarten gleicht, worin zahllose Lusthäuser zerstreut sind. Hie und da hebt sich die Spiegelfluth des Arno heraus; im Hintergrund zeigt sich Prato selbst, minder deutlich Pistoja, und ein lieblicher Hügelwall umschliefst die entzükende Aussicht.

In zahllos schöner Abwechslung stellt sich die reizende Gegend mit den verschiedenen gewählten Standpunkten dar. Von Fiesole herunter hebt sich das Thal schon mehr in die Höhe, öfnen sich in der Entfernung auch grössere Gebirgsansichten. Wer dem niemals müssigen Pinsel der Natur in den Wechsel der Jahrs- und Tagszeiten folgen kann, gewinnt sich eine Reihe der lieblichsten Bilder. Von diesen Standpunkten aus mufs er sich den malerischen Karakter von Toskana suchen, der sich so auffallend von den Landschaftsansichten anderer italienischer Länder unterscheidet.

Am schönsten zeigt sich, wie jede italienische Gegend, auch die von Florenz im Frühling und im Herbst. Mehrere regenlose Sommermonate troknen gewöhnlich das Erdreich aus, und bleichen die Farben der Natur ab. Bei der neuen Vegetation des Frühjahrs aber, und nach den erquikenden Regen der Herbstmonate verbreitet sich ein frischer Glanz über dieselbe. Unter einer neuen Anstrengung derselben wird der Segen der Jahrszeit eingesammelt, statt dafs er über den Alpen jede Schönheit der Natur hinwegwischt.

Noch üppiger würde die Vegetation in der Gegend von Florenz seyn, wenn sie wasserreicher wäre. Ob es gleich an guten Quellen nicht mangelt; so fehlt es doch an Bächen und andern kleinen Gewässern, um den Erdboden gehörig anzufeuchten. Zur Regenzeit zwar schwellen eine Menge von Giefsbächen gewaltig an; aber des Sommers sind sie alle ausgetroknet. Selbst der Arno fällt

lischen Heerschaaren, den Thron des Pabsts umschliessen. Damit sie sich über der Funktion nicht zu sehr langweilen, hat man dafür gesorgt, einen Kreis der vornehmsten Damen um sie zu schlingen. Diese zween Kreise, mit dem Pabst als Mittelpunkt, sind das lebendigste Sinnbild des heutigen Roms.

Roth ist auch die Farbe der päbstlichen Garde. Die Offiziere derselben stehen und knien in mancherlei Gruppen in dem weiten Dom, und haben mit den Geistlichen das ausschliessende Recht, bedekt zu sein. Die Schweizer machen von ihnen bis zu dem geistlichen Militär des römischen Stuhls den Uebergang, sowohl an Buntschekigkeit der Farben und des Schnitts, als auch der in Rom sehr bedeutenden Haarfrisur. Auffallend ist übrigens der Unterschied zwischen den derben Helvetiern und der römischen Garde: die lezten bleichen Dunstschatten, die erstern fantastischen Nürnbergerpuppen ähnlich.

Die meisten Frauenzimmer sind von Geistlichen begleitet. Diese haben überhaupt in Rom die besten Stellen besezt, wie sollten sie in diesem Punkte zurükbleiben? Daran findet nun niemand etwas Aergerliches, ausser der Neid, oder etwa ein Fremder, welcher das Gebot des Cölibats durch diese Freiheit entschädigt sieht. Man behauptet, dafs besonders einige geistliche Orden am meisten Glük bei den Weibern machen. Gerade diese nun sieht man hier nicht in so grosser Anzahl. Sie sollen ihr Glük in der Stille geniessen.

Das römische Volk überhaupt erscheint aber äusserst verächtlich. Die Männer von ihren Weibern getrennt, und selbst hinter Andrer Weibern herschwängelnd; meist in ärmlichem Aufzug, während die Priester unter der Last des Prunks fast zu Boden sinken; auf den Knien liegend vor einer Menschenklasse, deren Verwerflichkeit alle kennen; vor Heiligenbildern sich an die Brust schla-

gend, von denen sie gewöhnlich nichts halten — es ist der sonderbarste Widerspruch, so devot, und doch so ganz ohne Glauben.

Am geachtetsten ist wohl der Fremde in Rom. Auch in diesem Menschengedränge stöfst man häufig auf ihn. Mitten unter den Knieenden wandelt er einher, steht vor dem segnenden Pabst aufrecht, und betrachtet Statuen und Gemälde, während die andern sich an die Brust schlagen. Der kezerische Fremde wird in den engern Kreis zugelassen, der devote Römer davon ausgeschlossen. Wo er sich an Jemand unter den Gegenwärtigen mit einer Frage wendet, erhält er gefällige Antwort, und man giebt sogar den Segen des heiligen Vaters selbst auf, um seinen Führer an den Monumenten umher zu machen. Wendet er sich vollends an Weiber, so ist die Gefälligkeit ohne Grenzen.

Dieses alles und noch mehr sieht man an einem grossen Kirchenfest in der Peterskirche.

Läfst sich etwas Bizarreres denken, als dieses Gemisch von Religion und Frivolität? Aber es mufs wohl ehmals anders gewesen seyn, wenn eine halbe Million Pilgrimme jährlich Rom besuchen, und fromm erbaut es wieder verlassen konnte!

Schon dämmert es in dem weiten Dom. Die übelangebrachten Ornamente verschwinden in den grössern, sich nun bildenden, Massen. Die Idee eines Gesellschaftssaals verschwindet, und das Ganze gewinnt eine ernstere, feierlichere Ansicht. In wenigen Minuten ist das Gebäude ganz leer, und die Macht der Kunst ergreift nun um so stärker, je weniger man die Gefühle mit Andern zu theilen hat.

Schon sind die Lampen an der Façade und an der Kuppel angezündet. Es ist alles von nun an wieder wie gestern, und wir müfsten uns geradezu wiederholen, wenn wir nicht abzubrechen verstünden.

Ansichten von Florenz.

Im Sommer 1803.

I.

Nicht ohne Grund wird Florenz vorzugsweise die Schöne genannt. Aber dieses Lob bezieht sich wohl nicht auf die Stadt selbst. Ob sie gleich mit einer Menge schöner Paläste, Kirchen, Säulengänge und öffentlicher Denkmale prangt, so wird ihr ein Fremder, welcher an breite, regelmässige Strassen, und an gleiche Bauart der Häuser gewöhnt ist, diesen Vorzug gewifs nicht zusprechen. Neben den herrlichsten Palästen kleben oft kleine, unbedeutende Häuschen; der Styl ihrer Bauart ist so verschieden und oft so widersprechend; die schönsten und merkwür-

digsten unter ihnen haben zuweilen ein so finsteres, Festungen und Gefängnissen ähnliches, Ansehn, dafs sich ein, an architektonische Grössen noch nicht gewöhntes, Auge gar nicht in den Ruhm der Stadt finden kann. Die verschiedenen Pläze der Stadt sind selten von regelmässiger Form, und häufig mit Gebäuden umgeben. Das Aeussere der Kirchen ist gewöhnlich nicht vollendet; die in der Stadt hin und her aufgestellten Werke der Bildnerei sind meistens in schlechtem Geschmak gearbeitet, und durch die Zeit übel mitgenommen; die Strassen krumm und enge; die schönsten Gebäude häufig durch erbärmliche Buden entstellt. Die, am Arno liegenden, Theile der Stadt nehmen sich fast durchgängig übel aus. Die Häuser sind an den Flufs angeflikt, zeigen ihm gerade ihre häfslichste Seite, und verderben so die Ansicht auf ihn, den man übrigens auch gar nicht unter die schönen Gewässer rechnen darf.

Unter den vier, über denselben führenden, Brüken zeichnet sich blos die della Trinità durch eine gefällige Form aus. Die Ponte vecchio überrascht zwar durch ihre ungeheure Masse und ihren gebietenden Ernst, aber das Auge weilt nicht mit Vergnügen auf ihr. Ponte delle grazie ist gegen ihre Benennung die häfslichste und erbärmlichste, und verdient keine Erwähnung. Besser gefällt noch Ponte alla Carraja, von der aus sich eine liebliche Ansicht auf die buschichten Ufer des Arno öfnet.

Desto schöner aber ist die Lage der Stadt von einem der hohen Punkte derselben, oder der benachbarten Berge angesehen. Ganz en face, so zu sagen, zeigt sie sich von der Kuppel des Doms, oder dem Thurme des Palazzo vecchio herab betrachtet. Sie imponirt, so angesehn, wirklich; denn da stellt sich der ganze Umrifs der öffentlichen Gebäude und der Privatpaläste dar, deren Ansicht man

sonst nur von Einer Seite geniessen kann. Auch fällt hier die Grösse der ganzen Stadt besser in das Auge. Mit Einem Blike kann man ihre unzähligen Sträfschen verfolgen, findet man sich auf ihren vielen öffentlichen Pläzen, übersieht man die Menge ihrer Kirchen und ihrer Thürme. Es versinnlicht sich da die alte Geschichte der Stadt. Die Paläste mit Festungsmauern, und kleinen Thürmen auf ihren Zinnen erinnern an die Zeiten der bürgerlichen Faktionen und Kriege. Die Paläste Medici und Strozzi ragen über die andern Gebäude empor, und scheinen, sich gegenseitig beobachtend, einander zuzudrohen. Aber nicht müssig steht der Palazzo vecchio, als Repräsentant der Volksherrschaft, und wacht über den verderblichen Streit der Ehrgeizigen.

Denn es waren diese beiden Geschlechter, welche einander unaufhörlich um die Unterdrükung des Vaterlands befehdeten, bis mit

Filippo Strozzi der lezte, kräftige Kämpfer gegen die Mediceische Herrschaft dahinsank.

Von einem ähnlichen hohen Punkte zeigte sich die Stadt Florenz im Jahr 1529 dem Heere des Prinzen von Oranien. Vor Freude jubelten die Soldaten, als sie sie zum erstenmal erblikten, und riefen aus: Signora Firenzi, apparecchia i broccati, che noi venghiamo a comprargli a misura di picche! *)

Das Gebirge wölbt sich auf der östlichen Seite der Stadt enger zusammen. Ueberall mit fruchtbaren Oel- und Weinpflanzungen bedekt, wendet sich der Arno aus demselben heraus, und ergiefst sich in ein tiefes Bett, in welchem er die Stadt durchströmt. Auf beiden Seiten liegen schon niedrigere Berge, die mit zahllosen Landhäusern übersät sind,

*) Frau Florenz, rüste sie nur ihre schönen Linnen, wir kommen, sie nach dem Pikenmaafs zu kaufen!

welche durch ihre freundliche Farbe zu den Belustigungen des Landlebens einladen, und Ariost's Bemerkung rechtfertigen:

Se dentro un mur, sotto un medesimo nome,
Fosser raccolti i tuoi palazzi sparsi,
Non ti sarian da pareggiar due Rome *).

Links auf der Höhe steht das alte Kloster von St. Francesco al Monte und die Kirche St. Miniato; weiterhin zeigt sich das Kastel Belvedere, und in grösserer Entfernung der Hügelberg von Bellosguardo. Rechts öfnet sich die Aussicht in das segensreiche Mugellothal, thürmt sich der Berg, von welchen Fiesole's einsame Reste gefällig herabwinken, wie eine Pyramide, die das Grab eines alten Herrschers enthält. Und gerade vor dem Auge breitet sich die fruchtbare Ebene bis Prato

*) Wenn innerhalb Einer Mauer, unter Einem Namen alle deine zerstreuten Paläste vereinigt wären, so wären dir auch zwei Rom nicht zu vergleichen!

aus, die einem schönen Baumgarten gleicht, worin zahllose Lusthäuser zerstreut sind. Hie und da hebt sich die Spiegelfluth des Arno heraus; im Hintergrund zeigt sich Prato selbst, minder deutlich Pistoja, und ein lieblicher Hügelwall umschliefst die entzükende Aussicht.

In zahllos schöner Abwechslung stellt sich die reizende Gegend mit den verschiedenen gewählten Standpunkten dar. Von Fiesole herunter hebt sich das Thal schon mehr in die Höhe, öfnen sich in der Entfernung auch grössere Gebirgsansichten. Wer dem niemals müssigen Pinsel der Natur in den Wechsel der Jahrs- und Tagszeiten folgen kann, gewinnt sich eine Reihe der lieblichsten Bilder. Von diesen Standpunkten aus mufs er sich den malerischen Karakter von Toskana suchen, der sich so auffallend von den Landschaftsansichten anderer italienischer Länder unterscheidet.

Am schönsten zeigt sich, wie jede italienische Gegend, auch die von Florenz im Frühling und im Herbst. Mehrere regenlose Sommermonate troknen gewöhnlich das Erdreich aus, und bleichen die Farben der Natur ab. Bei der neuen Vegetation des Frühjahrs aber, und nach den erquikenden Regen der Herbstmonate verbreitet sich ein frischer Glanz über dieselbe. Unter einer neuen Anstrengung derselben wird der Segen der Jahrszeit eingesammelt, statt dafs er über den Alpen jede Schönheit der Natur hinwegwischt.

Noch üppiger würde die Vegetation in der Gegend von Florenz seyn, wenn sie wasserreicher wäre. Ob es gleich an guten Quellen nicht mangelt; so fehlt es doch an Bächen und andern kleinen Gewässern, um den Erdboden gehörig anzufeuchten. Zur Regenzeit zwar schwellen eine Menge von Giefsbächen gewaltig an; aber des Sommers sind sie alle ausgetroknet. Selbst der Arno fällt

in dieser Jahrszeit so beträchtlich herab, dafs er sich kaum durch sein Bette fortarbeiten könnte, wenn nicht sein Fall an einigen Orten ziemlich beträchtlich wäre. Dem ungeachtet aber erreicht er des Winters eine sehr gefährliche Höhe, und, ausser den häufigen, sehr verheerenden Ueberschwemmungen, hat die Geschichte von Florenz besonders die Jahre 1333 und 1557 bedeutend angezeichnet, als solche, in denen der Arno eine fast unglaubliche Höhe erreichte. Beinah von allen Häusern der Stadt ward das erste Stokwerk unter Wasser gesezt, und der für Felder, Häuser und Menschen daraus entspringende Schaden war unsäglich. Bei allen seinen Zerstörungen wurde aber ehmals doch sein Wasser für heilsam gehalten. Heutzutage hingegen hat sich der Glaube an die Wunderkraft verloren.

Ein schöner, heiterer Himmel liegt einen grossen Theil des Jahrs über diesen Thälern.

Aber sehr beschwerlich ist die Hize des Sommers und die Kälte des Winters. Die Stadt wird wegen ihrer Lage wenig von den Winden getroffen. In den Hügelvertiefungen bleibt der Schnee länger im Schatten liegen. Blos in den lezten Monaten des Jahrs soll die Luft nicht zum besten seyn. Die übrigen aber ist sie reiner und milder, als in andern Gegenden des Landes, und erleichtert dem armen Brustkranken seinen schweren Athem.

Es ist bekannt, dafs Florenz eine sehr alte Stadt ist. Mit der Eroberung von Fiesole, im eilften Jahrhundert, begannen die Zeiten ihrer Macht. Beinah unaufhörliche Kriege mit ihren Nachbarn unterwarfen ihr nach und nach fast ganz Toskana. Als sie ihren höchsten Glanz erreicht hatte, beugte sie sich selbst unter den Scepter ihrer Medicis. Um diese Zeit zählte man jährlich über 3000 Gebohrne, eine Zahl, die übrigens vor den verheerenden Pestzeiten einmal über 6000

gieng. Heutzutage darf man füglich 80,000 Einwohner annehmen, unerachtet die Florentiner eine weit grössere Summe nennen. Gewifs ist aber, dafs die Bevölkerung gegenwärtig im Steigen ist.

Der Arno scheidet die Stadt in zween ungleiche Theile. Nach vier Kirchen zerfällt sie in eben so viele Quartiere; in das von St. Giovanni; von Sta. Maria Novella; von Sta. Croce, und Sto. Spirito. Diese sind wiederum in verschiedene Pfarren abgetheilt.

Was Florenz vor andern Städten Italiens rühmlichst auszeichnet, ist seine Reinlichkeit. Das Strassenpflaster ist eines der besten, so man finden kann, und besteht aus lauter grossen Quadersteinen. Ausser den von der Polizei für die Reinigung derselben getroffenen Anstalten, kommt ihnen noch der Fleifs der Landleute zu Hülfe, welche jeden Morgen in die Stadt kommen, den Unrath zusammenkehren und hinausfahren. Dieses, und

die grosse Sicherheit, in welcher man lebt, zieht immer eine Menge von Fremden herbei. Man darf vielleicht sagen, dafs keine Stadt Italiens so häufig von ihnen besucht wird. Auch ist die Anzahl der Gasthöfe unverhältnifsmäfsig grofs, und es trift sich dennoch sehr oft, dafs sie alle gefüllt sind, und keine Gäste mehr aufnehmen können.

Die Lebensmittel stehen in einem ziemlich niedrigen Preise, und sind sehr gut und gesund. Wer den florentinischen Wein einmal kennen gelernt hat, zieht ihn beinah jedem andern vor. Das Brod ist ganz vortreflich; Fleisch, Geflügel, Wildpret aller Art immer im Ueberflufs, und in mäfsigem Preise. Fische werden von Livorno gebracht, schlechtere im Arno gefangen. Alle Gegenstände des Luxus sind wegen der Nähe der leztern Stadt vorhanden. Für Vergnügungen ist mehr, als an jedem andern Ort Italiens gesorgt; die Einwohner sind sehr gefällig gegen die

Fremden — lauter Gründe, welche diese in der schönen, gesunden Gegend mächtiger anloken, als überall sonst.

II.

Mehr, als an jedem andern Orte Italiens ist in Florenz für Vergnügungen gesorgt.

Was fast jeder andern Stadt dieses Landes fehlt, und was wir Nordländer so ungern entbehren, sind schattichte Spaziergänge. Der Italiener begnügt sich, des Sommers den Untergang der Sonne abzuwarten, und erfrischt sich gewöhnlich durch die kühlen Lüfte der Nacht. Diejenigen, welche am wirksamsten jenem Mangel abhelfen könnten, halten sich meist eigene Wagen, und mit diesen fährt man nicht wohl in schattichte Alleen. Die übrigen, welchen ein geringerer Wohlstand diesen Aufwand verbietet, haben keine Stimme, und müssen es abwarten, bis

der gütige Himmel seinen Schattenschleier über die Erde ausbreitet.

In Florenz hingegen machte der Bürger immer Ansprüche, welche man ihm nicht wohl versagen konnte. Nach dem langen Streit zwischen dem Volke und dem Adel mufste, wenn auch das erstere unterlag, doch immer ein gewisser Grad von Achtung gegen dasselbe zurükbleiben, da es doch mit Ehren sein Haupt gebeugt hatte. Den Mediceischen Fürsten war die Volksgunst gegen ihren neidischen Adel sehr nöthig; der unvergefsliche Leopold zeigte bei allen Gelegenheiten seine Vorneigung für die Klasse der Bürger; es kam bei diesen noch ein hoher Grad von Wohlstand hinzu — lauter Gründe, die es sehr begreiflich machen, warum in Florenz der öffentlichen Vergnügungsorte so viele sind.

Man findet überhaupt in der Gegend der Stadt so manches schöne Pläzchen, wo man gerne hinwandelt, und mit Vergnügen ein

Stündchen weilt. Bei der hohen Kultur der Gegend aber sind die lieben einsamen Oertchen, die ein gefühlvolles Herz so gern aufsucht, schwer zu finden. Man mufs sie im besuchtesten Spaziergang der Stadt sich wählen, wo man auch alles antrift, was man nur wünschen mag.

Die Cascine sind ein sehr angenehmes Gehölz, das an der westlichen Seite der Stadt beginnt, so wie man zu der Porta prato herauskömmt. Es liegt auf dem nördlichen Ufer des Arno, und erstrekt sich einige Miglien weit hinaus, bis wo derselbe den Mugnone aufnimmt. Zwei sehr breite, gut unterhaltene Strassen führen dahin, die sich in kleine Aeste ausbreiten, und nach dem Geschmak des Wanderers, entweder in dikes Gebüsch, oder an die Ufer des Flusses, oder auf freie, rings mit hohen Bäumen eingeschlossene Wiesen hinleiten. Die Hauptstrasse aber führt ungefähr in der Mitte des Gehölzes

auf einen grossen, freien Plaz, auf welchem sich ein fürstliches Sommerhaus befindet. Hier halten die Wagen der Florentiner gewöhnlich stille, und der Raum ist so grofs, dafs man oft mehrere hunderte derselben hier versammelt übersehen kann. Eine Stunde vor Anbruch der Nacht fahren sie heraus, machen hier einen Ruhepunkt von einer Viertelstunde, ohne übrigens auszusteigen, und beguken und bekritteln ihren Nächsten. Man nennt diefs frische Luft schöpfen, und die Florentiner halten auf diese Erholung so viel, dafs sie sich dieselbe so oft, wie möglich, zu verschaffen suchen. Viele essen schlecht, um nur des Sonntags einen Miethswagen nehmen und nach den Cascine fahren zu können. Manche halten sich Equipage zu keinem andern, als zu diesem Gebrauch. Die Elegants zeigen sich auf offenen, hohen Faetons, und die Anglomanie äussert sich nirgends lebhafter, als hier. Niedliche Jokeys traben hinter

ihren Herren her, die zum Theil auf wirklich schönen Pferden durch das Gebüsch galloppiren. Hier besuchen sie zuweilen ihre Damen am Kutschenschlag, verabreden sich für den Abend, oder den künftigen Morgen. Die vielen, sich in Florenz aufhaltenden, Engländer lassen sich auch sehen; es gelingt ihnen aber doch nicht immer, die reichsten Florentiner im Wagen- Pferde- und Bedienten-Luxus zu überglänzen.

Zuverlässig findet man in ganz Italien keinen so reizenden Spaziergang, wie die Cascine. Sie sind ein Geschenk der östreichischen Fürsten, welche diese schattichten Gänge in den, ehemals hier vorhandenen, Wald aushauen liessen. Durch Schweizerhäuser, Pyramiden, Tempelchen u. dgl. hat man ihnen sehr überflüssige Zierden zu geben gesucht, welche ohnedieſs während der lezten stürmischen Jahre verfallen, und traurig verlassen dastehn. Mehr bedauert man die

schönen Heerden von Schweizervieh und zahmem Gewild, welche sonst hier geweidet haben, und die Täuschung vollendeten, dafs man sich in der freien Natur befinde. Nach Geschmak kann man sich sein Lieblingsplätzchen in schattichtem Dikicht suchen, wo man nur das Rauschen des Arno und den Sang der Vögel hört; oder in einem dünnen Gebüsche, durch das sich die nähern Flufsansichten und die blauen Fernen zeigen; oder auf einer bequemen Bank, wo man die Vorübergehenden sehen, und Grufs und ein paar freundliche Worte anbringen kann. Sommers lagern sich die Florentiner der niedern Stände mit ihren Familien häufig ins Gras, um ein frugales Abendessen zu sich zu nehmen. Die schöne Natur und die gute Gesellschaft stimmt sie dann zur lauten Fröhlichkeit, die sich auch dem vorübergehenden Fremden mittheilt.

Aber wie sonderbar die Mode den Men-

schen auch da beherrscht, wo ihn doch alles auffordert, ihre Fesseln wenigstens auf Augenblike abzuschütteln. Es thut uns weh sagen zu müssen, dafs niemand, der sich zur guten Gesellschaft rechnet, Abends zu Fufs hieher kömmt, sondern zu Hause bleibt, wenn ihm nicht ein Wagen oder ein rüstiges Pferd zu Gebote steht. Des Morgens erblikt man zuweilen gut gekleidete Fufsgänger hier; des Abends nicht leicht jemand, als armselige Priester.

Ein anderer, aber weit kleinerer und minder reizender, Spaziergang befindet sich vor der Porta San Gallo, durch die man fährt, wenn man von Bologna kömmt. Es sind zwar mehrere angenehme Reihen von Bäumen, bequeme Bänke, und einiges leichte Gebüsch vorhanden. Man hat hier die Aussicht auf das reizende Gebirge von Fiesole, und auf die zahllosen, schönen Landhäuser dieser Gegend; aber es fehlt doch alles, wo

das Lebendige in der todten Natur, das Wasser mangelt. In dieser Gegend wohnen überhaupt nur die geringern Stände der Einwohner; von diesen wird daher der Spaziergang auch fast ausschliessend besucht. Man mufs Sonntags hieher kommen, um über gewisse Klassen seine Bemerkungen zu machen.

Auch nur von diesen, darf man sagen, wird des Sonntags der reizende Garten Boboli besucht. Er liegt auf dem südwestlichen Ufer des Arno, und ist auf der einen Seite beinahe ganz von den Gebäuden des Pallasts Pitti umschlossen. Ein ungleiches, hügelreiches Erdreich war einer solchen Anlage besonders günstig, und wurde hier auch nach dem Geschmak der ältern Gartenkunst vortreflich genuzt. Minder beschwerlich ist die Regelmäfsigkeit dieses Gartens einem, an moderne Gartenanlagen gewöhnten, Auge, weil der Raum sehr grofs ist, und man nicht bei jedem Schritte auf Eken und Winkel stöfst.

Wohl thut es freilich nicht, die schönsten Gebüsche so mit der Schere in Mauern beschnitten zu sehen; allein der Wanderer braucht doch nicht jeden Augenblik sich durch hervorragende Zweige zu drängen, hat auf der einen Seite des Ganges beständig Schatten, gewinnt manche liebliche Aussicht, und verliert die erfreuliche des blauen Himmels nicht. Der, einander durchkreuzenden, Schattengänge sind so viele, der heimlichen Pläzchen so manche, dafs auch der Garten gedrängt voll Menschen seyn kann, ohne dafs man dadurch in Verlegenheit käme, wenn man gern mit sich selbst, oder mit einem guten Freunde allein seyn möchte. Der Hügel und Thälchen, der dichten und dünnen Gebüsche sind nach den Abwechselungen der Baumarten so manche, dafs man sich seinen Lieblingsort immer nach Gefallen finden wird. Die hohen Pläze, besonders der sogenannte Casino cavaliere, eröfnen eine Menge

der schönsten Aussichten. Das Arnothal, mit seinen grossen und kleinen Städten, und mit seinen zahllosen Landhäusern wird hier aus mehreren, vortreflichen Standpunkten erblikt; die Stadt Florenz selbst zeigt sich von der gefälligsten Seite; der Pallast Pitti imponiert gewaltig, und läfst sich bald mehr, bald minder hinterm Gebüsche verstekt sehen.

Der Kunstfreund findet unter den vielen, hier befindlichen, Statuen einige gute, und erkennt in den schlechtern den, ihm auch merkwürdigen, Verfall der Kunst. Es hat in neuern Zeiten nur eine Bildhauerschule gegeben, die Florentinische — ihre Callerie ist ihm hier eröfnet; und wenn ihm manche schlechte Kopie mifsfällt, so erinnert sie ihn doch an das vortrefliche Urbild. Es wird ihm so doch ein mittelbarer Genufs zu Theil.

Die alten Gartenkünstler suchten grossen Vorzug in abentheuerlichen Wasserkünsten. Alle Götter des Himmels mufsten sich auch

hier mit diesem Elemente befassen, und man sieht mehrere, gut gearbeitete, Gruppen der Art. Besonders merkwürdig ist die in einem runden Bassin des Gartens befindliche. Wir sagen nichts von ihrem Kunstwerth, möchten aber jedem Reisenden rathen, sie Sonntags Abends aufzusuchen. Das Gebüsche wölbt sich um das Wasser her rund zusammen, und die meisten Spaziergänger finden sich um die angegebene Zeit hier ein. So viele sich auch in den Garten vertheilen, so grofs ist das Gedränge doch oft; und da man sich um einen nicht sehr weiten Zirkel dreht, so hat man Bequemlichkeit genug, ein Gesicht, das einem aufgefallen ist, mehr als einmal zu betrachten.

Viele der hier befindlichen Statüen wurden in den lezten Zeiten verdorben. Durch solche Trümmer gewinnt aber manche Stelle etwas Romantisches, das ihr sonst gewifs fehlte. Sie sind oft gerade in einem diken, wilden

Gebüsche, und man kann sich wohl auf Augenblike täuschen, dafs man sich auf einem, ehemals merkwürdigen, Grund befinde, über den die Zeit nach und nach ihr Recht geübt hat. Uns wenigstens erwekte diefs manches merkwürdige Spiel der Fantasie.

Dieser schöne Garten wurde 1550 von Kosmus I. angelegt. Mit eigener Liebe verschönerten die Mediceischen Fürsten ihn immer, und jeglicher legte die Probe seiner Lieblingsleidenschaft für Jagd, Fischerei und Gärtnerei in demselbən nieder. Er wurde beinah immer als ein Eigenthum des Volks angesehn, und ihm nie der Zutritt in denselben verboten. Die Krankheit Ludwigs I. verschlofs ihn einige Zeit, weil die Zimmer des Königs auf diesen Garten stiessen, und er bei seinen Spaziergängen in demselben häufig von seiner Krankheit überfallen wurde. Seit dieser Zeit ist er nur des Sonntags für jedermann offen. Um ihn sonst zu besuchen,

bedarf es einer eigenen Eintrittskarte, welche aber dem Bittenden nicht leicht verweigert wird. Den Wagen aber ist der Zugang versperrt. Leute von gutem Ton besuchen ihn daher nur Vormittags, weil es eine Schande für sie seyn würde, Abends zu Fufs auf einem öffentlichen Spaziergang gesehen zu werden.

Neben diesen, bis jezt genannten, öffentlichen Spaziergängen hat Florenz noch ausser seinen Mauern eine Menge der reizendsten Gänge. Wir sagen nichts von der ernsten Cypressen- und Steineichen-Allee, welche nach dem Lustsiz des Königs, Poggio imperiale, führt; nichts von einer Menge schöner Gartenanlagen, welche der Adel besizt; nichts von den unzähligen freundlichen Wegen durch das herrlich angebaute Land — wer Florenz selbst gesehen hat, dem haben wir ohnedieſs schon zuviel gesagt; dem, der es noch sehen wird, möchten wir im Genufs nicht vorgreifen, und die übrigen bitten wir,

die, blofs angezeigten, Grundlinien mit alle den schönsten Farben auszumahlen, welche ihnen nur immer ihre Erinnerungen an schöne Natur anbieten.

Wir haben schon bemerkt, dafs die Italiener gewöhnlich ihren Spaziergang des Abends geniessen, wenn die Sonne bereits hinter die Berge hinunter gesunken ist. Zu diesem Zwek dient ihnen daher jeder freie Plaz, der von den kühlen Abendwinden getroffen wird. In Florenz entscheidet die Mode beinahe unumschränkt über die Wahl desselben, und die vaterländischen Dichter haben manche schöne Schilderung von solchen Orten hinterlassen, für die sich gerade die Vorliebe ihrer Zeitgenossen erklärt hatte. Da es immer die vorzüglichsten Pläze der Stadt sind, so dürfen wir uns auch erlauben, etwas weitläuftiger in der Schilderung derselben zu seyn.

Die langen Strassen am Ufer des Arno

scheinen vom Ursprung an diese Bestimmung gehabt zu haben. Was ist aber auch lieblicher, als am Ufer eines geschwäzigen Flusses zu wandeln, wenn sich der Mond und alle Lichter des Himmels in seinen Wellen spiegeln? Hier ist der gröste freie Plaz, laufen alle Strassen der Stadt zusammen, öfnen sich bei dem Eintritt und Ausgang des Arno aus denselben gefällige Ansichten ins Freie. Wenn irgend ein leichtes Windchen die Gegend trift, so ist es hier fühlbar. Darum ist auch dieser Spaziergang dem Wechsel der Mode weniger unterworfen, als jeder andre; und wenn ihn nur die besuchen, deren Wohnungen sich zunächst an demselben befinden, so erhält er schon eine nicht gemeine Celebrität.

Am schönsten und prächtigsten fällt das Arno-Ufer zwischen den beiden Brüken di santa Trinità und alla Carraja in die Augen. Hier befinden sich beinahe nur in regel-

mäfsigen Linien gebaute Paläste. Der Spaziergang bildet auf den beiden Seiten des Flusses, und mit den zwei sie verbindenden Brüken, einen Zirkel. Die Brüke von santa Trinità, die wir bereits als die gefälligste genannt haben, beschreibt einen Bogen, dessen sanfte Wölbung der Fufs des Wandlers selbst mit Wohlgefallen empfindet. Sie ist auf beiden Seiten den Wagen und Pferden mit Ketten verschlossen, und diefs schon ein bedeutender Grund mehr, die Abendwandler anzuziehen. Die gefällige Regierung hat für bequeme Size auf den beiden Seiten der Brüke gesorgt. Alles dieses gab derselben einen so mächtigen Vorzug vor allen andern Orten der Art, dafs sich schon seit mehrern Jahren die schöne Welt des Abends hier ausschliessend versammelte. Der gute Humor der Florentiner äusserte sich oft in den muntersten Sprüngen, und alle Künste der gesellschaftlichen Freude fanden sich hier ein. Das

reiche Talent der Nation zum Improvisiren entwikelte sich auf die mannigfaltigste Weise, und nicht selten sammelte sich die ganze Gesellschaft um zwei Dichter, welche im Wechselgesang das Glük der Liebe und die Vorzüge ihrer Schönen priesen; oder um einen Sänger, der zur Guitarre die zärtlichsten Lieder absang. Bis tief in die Mitternacht hinein war man hier versammelt, und die gänzliche Sicherheit, welche in der Stadt herrscht, hinderte auch den entferntesten Bewohner derselben nicht, sich hier einzufinden.

Die nemliche Stelle behaupteten in frühern Zeiten die Marmorstufen des Domplazes. Ein sehr verdienstvoller Florentinischer Schriftsteller, Doni, verlegte hieher den Schauplaz seiner Gespräche, i marmi überschrieben. „In Neapel," sagte er in diesem Werk, „ist es Gewohnheit, des Abends spazieren zu reiten, um frische Luft zu schöpfen. In Rom

erholt man sich in den kühlen Rebengärten und an den reichen Fontänen. In Venedig fährt man in niedlichen Barken durch die Kanäle und in die Salzfluth hinaus, und Musik und Frauengesellschaft verschönern das Vergnügen. Aber der herrlichste Erfrischungsort, den ich kenne, ist der, den die Florentiner besizen, nemlich der Plaz zwischen dem Dom und dem Taufgebäude. Rings um den erstern herum sind breite Marmortreppen. Hier wehen immer frische, angenehme Winde, und schon die Marmorsteine selbst machen kühl. Hier finde ich die angenehmste Unterhaltung; denn die feinen, wizigen Florentiner haben immer etwas schönes zu sagen. Novellen, Spässe, Scherze, feine Streiche, die eine Frau der andern, oder einem Manne gespielt hat, machen hier den Gegenstand des freundlichsten und edelsten Gesprächs aus.» Und an einer andern Stelle sagte er von dem nemlichen Orte: «Seyd

versichert, ich werde jeden Abend auf den Marmors erscheinen. O welche herrliche Kühlung, welche erfrischenden Winde! Es giebt gewifs in ganz Italien keinen angenehmern Lustort als diesen. Hieher kommen Musiker und Dichter; hier sprechen Narren und Weise; sagt man Scherze, erzählt man Novellen, bespöttet einander, und erfährt aller Welt Neuigkeiten."

Ob dieser Ort nun gleich heutzutage viel von dieser seiner ehemaligen Celebrität verloren hat, so steht er doch immer noch in gutem Andenken bei jedem Florentiner. Auch würde er wohl noch eben so besucht seyn, als ehemals, wenn die Aerzte nicht das Sizen auf den kalten Steinen abgerathen hätten. Aber manche merkwürdige Stelle dieser Marmors ist nicht vergessen, und noch nach langer Zeit zeigt man einem den Sasso di Dante (den Stein des Dante).

Diefs ist ein Stein, so wie jeder andre.

Aber er hat etwas Heiliges durch den grossen Mann erhalten, welcher sich immer darauf zu sezen pflegte. Von den Florentinern überhaupt ist Dante am meisten geschäzt, und jeglichem, vom Vornehmen bis zum Geringsten herab, ist alles wichtig, was diesen Patriarchen der italienischen Dichtkunst angeht. Unzählige kleine Geschichtchen sind noch von ihm im Munde des Volks, die sich blos durch Tradition erhalten haben, und so noch lange fortleben werden. Alle schildern ihn in den kleinsten Zügen als ein Muster von Tugend und Weisheit, und nach Homer ist wohl kein Dichter mehr einer Nation so Alles geworden, wie Dante der seinigen. Man erlaube uns ein kleines Geschichtchen der Art hier mitzutheilen, das uns auf seinem Stein erzählt wurde, und das wir, als warme Verehrer des Dichters, mit grossem Vergnügen in gleichzeitigen Schriftstellern bestätigt gefunden haben.

Dante, erzählt die Sage, pflegte jeden Abend auf diesem Stein zu sizen. Man war das auch so gewohnt, dafs er über denselben nach und nach eine Art von Eigenthumsrecht erhielt. Niemand fiel es ein, sich auf denselben zu sezen; oder, wer es that, stand auch sogleich auf, dem Dichter Plaz zu machen, wenn er kam. Hier safs er nun eines Abends vor Sonnenuntergang, als einer seiner Freunde eilends vorüberging. Gewohnt mit ihm zu scherzen, rief er Dante'n daher nur die Frage zu: welches ist das beste Getränk? — Das Ei, antwortete der Dichter. Ein Jahr nachher fand der Freund Dante'n wieder da sizen. Zufälligerweise kam ihm nun seine verjährte Frage in den Sinn, und er rief diesem zu: mit was? — Mit Salz, erwiederte der Dichter, sich eben so schnell seiner vor einem Jahr gegebenen Antwort besinnend.

Nur ein Schatten von seiner alten Celebrität

ist dem Plaz von Santa Croce übrig geblieben. Noch jezt sieht man an Sommerabenden auf den bequemen Bänken, mit welchen er eingefasst ist, die Anwohner desselben in langen Reihen sizen. Aber so häufig ist man in Italien genöthigt, in die Vergangenheit zurükzugehen, wenn man sich irgend eine merkwürdige Stelle recht lebhaft denken will. Wir wollen die Geister derer, die im hizigen Calciospiel ehemals oft hier ihren Tod fanden, nicht heraufrufen. Aber noch jezt weifs einem mancher alte Florentiner von der schönen Periode des Santa Croce-Plazes zu erzählen, wo sich Abends immer die ganze feine Welt der Stadt auf demselben einfand. Der Prior Morandi, der Hutmacher Ciottoli und der Stiker Amerighi traten da gewöhnlich mit einander in den poetischen Wettstreit. Mit dem Wort: Ecce! forderte der eine heraus. Cominci! (fang' an!) antwortete der andere, den Handschuh aufhe-

bend. Bis nach Mitternacht dauerte gewöhnlich der Wechselgesang.

Auch scheint die Form des Plazes ihn ganz für dergleichen Belustigungen zu eignen. Beinahe ein regelmäfsiges Vierek laufen in denselben mehrere Strassen zusammen. Er ist mit ansehnlichen Gebäuden umgeben, und würde, wenn die Façade der Kirche von Santa Croce geendigt wäre, eine sehr grosse Ansicht gewähren. Noch regelmäfsiger ist ein innerer Kreis des Plazes, welchen Leopold mit bequemen steinernen Sizen umgeben liefs, die jezt nur noch sparsam besezt werden.

Ehemals wurde hier das Calciospiel gespielt, wofür die alten Florentiner leidenschaftlich eingenommen waren. Der unbändige Geist des Volks zeigte sich bei einer sehr gefährlichen Gelegenheit einst auf eine höchst kühne Weise. Während die Stadt von aussen fürchterlich bedrängt wurde, spielte der Kern der Jugend hier das Calciospiel mit ausser-

ordentlichem Pompe, und um die Feinde zu hohneken, wurden die Musikanten auf die Musikanten auf die Spize der Kirche von Santa Croce gestellt, wo sie von ihnen gesehen und gehört werden konnten.

Der gewöhnliche Vormittagsspaziergang ist im Winter die Uferstrasse des Arno; im Sommer sind es die Säulenhallen des Palastes der Ufficj. Um 12 Uhr ist die Messe der schönen Welt vorbei; und besonders Sonntags wird die Zeit bis zum Mittagessen zu einem Spaziergang benuzt. Die Damen haben dabei die Freiheit, ohne Begleiter zu gehen, und man kann sich leicht denken, dafs diese Spaziergänge nicht selten zur Anspinnung neuer Verhältnisse benuzt werden. Unter den Ufficj ist bei dieser Gelegenheit das Gedränge so grofs, dafs man nicht selten Mühe hat, durchzukommen. Zur Zeit des Karnevals besonders sammeln sich hier alle Masken.

Ausser diesen öffentlichen Orten, an denen sich die Volksmenge einfindet, fehlt es dann nicht an andern, wo der Zutritt schwerer ist. Der Adel und die erste Bürgerschaft haben ihre eigenen Kasino's, die wir in der Folge karakterisiren werden. Ausser diesen sind sechs Theater in der Stadt, welche zu Zeiten alle geöfnet, und alle gedrängt voll Menschen sind. Das Theater della Pergola ausgenommen, sind aber die meisten derselben klein, und es begreift sich so leicht, wie für eine Menschenmenge von nicht einmal 100,000 Seelen so viele Schauspiele nicht überflüssig sind.

Wie überhaupt jede italienische Stadt eins oder mehrere jährliche Volksfeste feiert, so ist Florenz besonders reich an denselben. Die Wageurennen am Johannistage, die Wettläufe der Pferde um dieselbe Zeit und dergleichen andre mehr, die schon öfters beschrieben wurden, sind für den Fremden

unterhaltend an sich und belehrend in nicht minderm Grade, weil er an denselben beinahe die ganze Volksmenge der Stadt beisammen erbliken kann. Wir heben hier nur eines derselben deswegen aus, weil es minder bekannt ist, und durch das Eigene, was es hat, unsern Lesern eben so willkommen seyn wird, als es uns war, da wir den Herbst 1803 es mit ansahen.

Es heifst la festa delle fierucolone. Dieser Name kommt von fiera (der Jahrmarkt) her. Die satyrische Bildung des Worts für die denselben besuchenden Weiber erklärt sich leicht aus den Endsylben desselben.

Den siebenten September, den Vorabend vor dem Geburtstag der heiligen Jungfrau, ist auf dem Plaze vor der Kirche dell' Annunziata ein kleiner Jahrmarkt. Die Bauerweiber aus dem nahe liegenden Gebirge von Fiesole und Pistoja finden sich mit ihrer Leinwand hier ein, denn der häufige Besuch

der Kirche an diesem Tage scheint ihnen einen guten Markt an diesem Tage zu versprechen. Sie sollen sonst auch Hymnen zum Lobe der heiligen Jungfrau in ihrem bäurischen Dialekt abgesungen haben. Wir hörten aber nichts davon.

Ueberhaupt hat dieser Jahrmarkt gar nichts Auszeichnendes. Nur fallen unter den Verkaufstischen diejenigen auf, welche mit lauter irdenen Pfeifen beladen sind, denen man verschiedene fantastische Formen gegeben hat. Jedermann, der herkommt, versieht sich mit einer oder mehrern derselben für den Abend des Tags.

Vor Sonnenuntergang ist in der Strasse, die von dem Domplaz gerade nach der Kirche dell' Annunziata hinführt, ein kleiner Corso. Das Gedränge ist hier beschwerlich grofs, denn die Strasse ist zu enge für zwei Reihen Wagen, und eine Menge von Tischen, welche auf den Seiten derselben stehen. Mit Son-

nenuntergang müssen sie sich aber alle entfernen; denn alsdann ist der Zutritt nur den Fufsgängern verstattet.

Schon sieht man die Jungen munter hin und her laufen. Alle haben kleine irdene Pfeifen im Munde, mit denen sie durchdringende Töne hervorbringen.

So wie es dunkeler wird, werden diese Töne häufiger. Die ganze Strasse füllt sich nach und nach mit Menschen an, deren jeder seine Pfeife im Munde oder in der Tasche hat. Es ist ein so durchdringendes Pfeifen, dafs man sein eignes Wort nicht mehr davor hört, und taub zu werden fürchten mufs. Wir haben es als als ein bewährtes Mittel rühmen gehört, und als solches auch gefunden, selbst mitzupfeifen. Wirklich liessen sich auch dann nur diese durchdringenden Töne aushalten.

So wie man im Karneval in Rom dem besten Freunde am liebsten sein Licht ausbläs't,

so pfeift man ihm hier desto stärker in die Ohren. Das schönste Frauenzimmer, welches sich hieher wagt, wird auch sicher am meisten ausgepfiffen. Denn in diesem kleinen Karneval ist dem Muthwillen so viele Freiheit gestattet, dafs man ihm nichts übel nehmen darf, so lange er nur in der Regel des Tages bleibt.

Ehemals gehörte es noch dazu, dafs jeder ein Licht trug. Man durfte sich also der Thorheit nicht schämen. Heutzutage ist noch ein Ueberrest davon in den Papierlampen übrig geblieben, welche das gemeine Volk auf hohen Stangen durch die Strassen trägt. Je höher sie ist, je mehr Lampen sie hat, desto stolzer ist der, so sie trägt, desto bewunderter ist er von der Menge. Sie sezten sogar einen ganzen Popanz von Lampen zusammen, an welchem sie grosse Freude hatten.

Alle Feste, so sonderbar sie auch seyn mögen, haben Sinn und Bedeutung. Nur der

Geist der alten Zeit ist uns häufig fremd geworden. Man weifs, welche schöne Bedeutung dem Fakelfest in Athen gegeben wurde. Jeder machte mit seiner Fakel in der Hand einen gewissen Weg. War er am Ziel, so gab er sie einem andern, um ein Gleiches zu thun. Man sah das als ein fröhliches Bild des Menschenlebens an *).

Einen so hohen Sinn hat dieses Fest nicht. Es ist ein altes Denkmal der Zeiten, wo nur der Stadtbewohner Bürger hiefs. Die Florentiner, welche frühzeitig eine hohe Stufe von Kultur und Luxus erreichten, fanden ihre Nachbaren ausserordentlich lächerlich, wenn sie auf den Jahrmarkt kamen. Der, den Florentinern eigene, Geist der Satyre forderte sie zum Spott auf. Einer ihrer burlesken Dichter beschreibt die Bauerweiber so:

*) *Et quasi cursores vitae lampada tradunt.*

Lucret. II. 78.

Die Wangen scheinen zween gekochte Zwiebel,
Die Lippen gleichen einem Festungswalle,
Wie Esel traben sie einher, so übel,
Wie's um sie duftet, riecht's im Schweinestalle.

Ihr müfstet wahrlich euch zu Tode lachen,
Wenn sie des Morgens zur Frühmesse gehen;
Der Männer Unterhosen würdet ihr da sehen
Zum Kopfpuz sich die dummen Weiber machen.

Heutzutage ist diese karikirte Schilderung nicht mehr wahr. Die blühenden toskanischen Landmädchen dürfen sich kek neben die bleichen Florentinerinnen stellen, und man hat mehr als ein Beispiel gesehen, dafs gute und schlechte Dichter gerade das Gegentheil zu ihrem Lob gesungen haben.

III.

Die Hauptzüge im Karakter der Florentiner möchten wir in solche abtheilen, welche

sich aus der vergangenen Zeit noch wirklich erhalten, und in solche, die sich erst später-hin gebildet haben. Wir müssen dabei auf die Geschichte des Volks hinweisen; müssen oft aus dieser die treffendsten Züge entlehnen. Denn der Karakter der italienischen Nation, so wie der meisten Völker Europa's, hat durch die lange Ruhe und die festen Formen der bürgerlichen Verhältnisse eine gewisse Flachheit erhalten, welche zwar immer noch die alten Umrisse erkennen läfst, wenn gleich das Ganze glätter und ekenloser geworden ist.

Sonderbar ist es, dafs sich, troz den so sehr veränderten Verhältnissen des florentini-schen Staats, doch keiner der alten Karak-terzüge gänzlich verlöscht hat. Lesen wir die einzelnen Striche zur Zeichnung desselben aus den ersten Zeiten der Medici in Ein Bild zusammen, so ist es heutzutage noch kennt-lich. Wenn es uns gelingen würde, das Porträt der jezigen Florentiner richtig zu

zeichnen, so würde es dem ihrer Voreltern gerade so gleichen, wie das Bild eines Greises seinem in der schönsten Mannskraft dargestellten Porträt.

Was Florenz in den frühern Zeiten zu einer so bedeutenden Macht erhoben hat, war der Kunstfleifs und der Handel seiner Bewohner. An allen Küsten unsrer Halbkugel waren florentinische Handelshäuser errichtet. Nur von Wollenarbeiten lebten im vierzehnten Jahrhundert zu Florenz gegen dreissig tausend Menschen, welche jedes Jahr für etwa sechs Millionen Gulden Waaren verfertigten. Dieser einzige Zug ist hinlänglich, den Umfang ihrer Industrie zu bezeichnen.

Man weifs, dafs Sparsamkeit die erste Tugend des Kaufmanns ist. Ohne sie wird auch nie ein Volk zu einem bedeutenden Handel sich erheben. Sie ist mit dem Fleisse so verwandt, dafs sich beide kaum getrennt von

einander finden. Nur durch sie sammelten die Florentiner jene ungeheuren Reichthümer, welche weder die zahllosen bürgerlichen Unruhen, noch die Prachtliebe ihrer Fürsten, noch die Wechsel der Regierungen und die Unglüksfälle der neuern Zeiten ganz zu erschöpfen vermocht haben.

Wucher mit baarem Gelde war es hauptsächlich, womit sich die Häuser der Bardi, Peruzzi und andrer Florentiner im vierzehnten Jahrhundert bereicherten. Aus ihren Kassen wurden die meisten Kriege im Norden von Europa geführt. Fürsten bewarben sich daher um ihre Freundschaft, und pflegten sie sorgsam, wenn sie gewonnen war. Man kann sich denken, wie weit die Betriebsamkeit dieses Volks ging, wenn man weifs, dafs in Florenz ums Jahr 1420 ein Gesez gegeben wurde, welches mehr als fünf und zwanzig Procent jährlich von geliehenem Gelde zu nehmen verbot. Nicht die Seltenheit des

Geldes, sondern der ausschweifende Wucher, welcher damit getrieben wurde, war der Grund dieses Gesezes gewesen.

Mit den Tugenden des Fleisses und der Sparsamkeit steht eine andre, noch weit liebenswürdigere, in unzertrennlicher Verbindung, nemlich die Reinlichkeit. Ohne den Geist der Ordnung ist sie nicht denkbar; aber, wo sie fehlt, kann auch er nicht bestehn. Bei einem reichen Volke ist der Schritt von der Reinlichkeit, über die Eleganz hin, zur Prachtliebe leicht genug. In einer Menge kostbarer, vortreflicher, öffentlicher Anstalten, prachtvoller Denkmale der Baukunst und der, ihr verwandten, schönen Künste, begann sie sich in dem florentinischen Staate auszuprägen. Als die Sitten verdorbener waren, begnügte sich der Bürger nicht mehr mit der Ehre seines Staats. Ih theuern Stoffen und kostbarem Geschmeide äusserte sich der Luxus seiner Bürger, wel-

chen wiederholte Aufwandsgeseze vergebens einzuschränken suchten.

Ihre grosse Wohlhabenheit machte sie zu Freunden der Freude und der Belustigungen. Unter die frühsten Schaubühnen gehört die Florentinische. Etwas später macht die Pracht derselben in der Geschichte der Schauspielkunst Epoche. In Florenz wurde das musikalische Drama erfunden. Der Geist der Lnstigkeit, welcher sich in den zahllosen Novellen dieses Volks zeigt, brachte mehrere komische Dichtungsarten hervor. Die Karnevalsbelustigungen der vergangenen Zeit, welche bis zur Ausschweifung getrieben wurden, und andre, ihm eigenthümliche, Spiele sind durch ihn erzeugt worden. Ihm verdankt Florenz die vielen prächtigen Feste, welche es vor allen andern Städten Italiens voraus hat.

Die Freuden des Gesangs, so wie die der gesellschaftlichen Lust, waren nirgends so munter zu Hause, als in Florenz. Schwärme

von Sängern durchstreiften die Strassen bis spät an den hellen Morgen. Für alle gesellschaftlichen Freuden hatten sie bestimmte Lieder. Selbst die im Arno Badenden sangen ihre eigenen Gesänge. Es ist für uns nicht unbedeutend, was die Geschichte von Kosmus I. anmerkt, dafs er dieses Vergnügen immer mit den übrigen Florentinern genossen, und, als Schwimmer berühmt, die schönsten Badelieder zu singen gewufst habe.

Lustigkeit, mit Wiz und Scharfsinn verbunden, erzeugt jene lachende Satyre, welche um so vieles gefälliger ist, als ihre Stiefschwester, die Tochter der bittern Laune. Von den frühsten Zeiten an macht sie einen Hauptzug im Karakter der Florentiner aus, den so manches Werk ihrer Dichtkunst bezeugt. Die florentinischen Sprüchwörter sind die reichsten und treffendsten. Lorenzo Lippi's burleskes Gedicht: il Malmantile, stellt den ganzen Reichthum derselben aufs gefäl-

ligste dar. Die florentinische Sprache eignet sich überhaupt am gewandtesten für komische Darstellungen, so wie die Geberdensprache des Volks die ausdruksvollste für die Satyre ist.

Im geradesten Widerspruche mit dem Geist der Lustigkeit scheint die, von den ältesten Schriftstellern schon bemerkte, Religiosität der Florentiner zu stehn. Abergläubisch nennt sie Firenzuola, und die, so die Sache immer am weitesten getrieben haben. Aber, wenn der erste Zug in ihrem Karakter wahr ist, so wird auch der zweite treffend genug durch die Kirchengeschichte bewiesen, welche ihnen, ausser dem Ursprung der Inquisition, noch die Erfindung der Kasteiungen vorwirft. Es wäre in dieser Hinsicht sehr merkwürdig, die Toskaner der mittlern Zeit mit ihren Ureltern, den alten Etruskern, zu vergleichen. Unter andern Aehnlichkeiten waren diese die Erfinder der blutigen Religionsspiele; und zwischen alt-etrurischen

und neu-toskanischer Kunst liesse sich wohl eine, eben so treffende, Parallele ziehn.

Zu so vielen Zügen, welche die Florentiner mit den alten Athenern gemein haben, rechnen wir noch den Geist der Neugierde, der Zwietracht, und der Undankbarkeit gegen ihre verdientesten Männer.

Die erste, die Neugierde, gestehen ihre eigenen Schriftsteller mit Lachen zu. Sie heben zur Bestätigung davon manche spafshafte Geschichte aus den frühsten Novellen-Erzählern aus. Eine davon, welche beinahe die gefährlichsten Folgen für die Ruhe des Staats gehabt hätte, erzählen wir hier zur Belustigung unsrer Leser dem Novellenschreiber, Sacchetti, nach.

Ein Florentiner wollte ein wildes Pferd besteigen. Es rifs aus, und sprang in der ganzen Stadt umher. Niemand hielt es, denn jedermann sah nur auf seinen Besizer, der ausser Athem hinter ihm herlief, und immer,

heiliger Georg! heiliger Georg! rief. Die Neugierde, was dem Manne sey, zog bald einen grossen Menschenhaufen hinter ihm her, welcher sich, den Alpenlavinen gleich, je weiter er kam, vergrösserte. Niemand kannte den Grund. Jeder fragte den andern was es sey? Keiner wufste zu antworten; und da bürgerliche Unruhen damals so etwas gewöhnliches waren, so fiel man natürlich zunächst auf diese Erklärung. Die Handwerker schlossen ihre Buden; die ruhigen Bürger eilten in ihre Häuser; wer sich in Staatssachen mischte, bewafnete sich zum Angriff, oder zur Vertheidigung. Der Lärm wurde so grofs, dafs die Regierung die Truppen unter das Gewehr treten liefs, bis sich die bange Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, endlich in ein allgemeines, unmäfsiges Gelächter auflöste, als man die Ursache des Lärmens erfahren hatte.

Sehr oft wurde der Staat von Florenz

durch die Uneinigkeit seiner Bürger dem Verderben nahe gebracht. Kein Volk hat vielleicht jemals so lange und so heftig zwischen den verschiedenen Regierungsformen geschwankt; keines durchlief auch alle möglichen Klassen derselben, als dieses *). So alt das Ansehn der Medici, so entschieden ihre Verdienste waren, so oft litten sie doch durch den unruhigen Geist des Volks. Nur spät gelang es ihnen, die verschiednen Partheien unter Ein Joch zu beugen. Aber früher schon gestanden die besten florentinischen Schriftsteller diesen Fehler ihres Volks ein, und er wird aufs lächerlichste durch jenen Zug ihrer alten Geschichte dargestellt, wo

*) Varchi sagt: „Die florentinische Geschichte stellt ein Beispiel von allen möglichen Veränderungen und Zufällen dar, welche bei einem eben so ehrgeizigen und schlauen, als geizigen, und einem eben so reichen, als edlen und industriösen Volke nur immer eintreffen können."

sie sich einmal über die Wahl ihres Gonfaloniere (der höchsten obrigkeitlichen Person) nicht vereinigen konnten, und, um doch zur Ruhe zu kommen, den Erlöser, Christus selbst, zu dieser Würde erwählten. Aber auch mit diesem Gonfaloniere, merkt Varchi an, waren sie nicht zufrieden.

Die Undankbarkeit der Florentiner gegen ihre verdientesten Männer ist ein, eben so richtig in ihrer Geschichte gegründeter, Karakterzug. Ausser der Verbannung mehrerer ihrer verdientesten Staatsmänner, haben sie sich Dante's und Petrarka's Exile vorzuwerfen, durch die ihnen der Ruhm, diese zwei Erzväter der italienischen Literatur hervorgebracht zu haben, so bedeutend geschmälert wird. Dieser und noch andere Züge möchten die treffendste Parallele zwischen Athen und Florenz, beide Staaten in der Zeit ihrer blühendsten Grösse genommen, weiter bestätigen.

Sonst hat man ihnen auch noch eine entschiedene Neigung zur Trunkenheit nachgesagt, die sich wirklich durch die vielen Weinhäuser, welche ehemals in Florenz waren, bestätigt. Der vortreffliche Wein, den ihr Boden hervorbringt, war wenigstens verführerisch genug, und die alte Sitte, welche es selbst für die ersten Männer des Staats nicht unwürdig hielt, sich in einer Schenke um ein gutes Glas Wein zu versammeln, erkennt sich in so vielen Novellen des Sacchetti und in dem Gedichte des prachtliebenden Lorenzo, worin er die besuchtesten Weinschenken, und die berühmtesten Trinker seiner Zeit verewigte.

In Rüksicht auf Geistesgaben ist es aber ausgemacht, dafs sie eins der feinsten Völker Italiens sind. Die italienische Literaturgeschichte ist beinahe nur die florentinische; die Geschichte Italiens ist immer auf das

engste mit der von Florenz verwebt. Zwar sagt Dante:

Vecchia fama nel mondo gli chiama orbi *).

Inf. 15. 67.

Aber was Boccaccio von den Toskanern überhaupt rühmt, pafst weit besser auf sie: Chi ha far con Tosco, non vuol èsser losco. Ausser ihrer Geschiklichkeit im Handel war in alten Zeiten ihre Brauchbarkeit in politischen Negociationen besonders bekannt, und es ist sehr merkwürdig, dafs, lange vor Macchiavelli, im Jahr 1300, am Hofe Pabst Bonifacius VIII. zwölf Florentiner als Gesandten verschiedener auswärtiger Staaten angestellt waren.

*) Eine alte Sage in der Welt nennt sie blind. — Und das andre (aus Boccaccio's Decam. Giorn. 8. Nov. 10.): Wer mit einem Toskaner zu thun hat, mufs den Kopf auf dem rechten Fleck sizend haben.

Diese, aus den schönsten Zeiten des florentinischen Volks ausgehobenen, Züge erkennen sich noch meistentheils alle in dem heutigen Karakter desselben. Andre, bei denen diefs nicht der Fall seyn möchte, sind in veränderten Modifikationen noch vorhanden, weil sie sich wegen der, überhaupt veränderten, Verhältnisse in ihrer ersten Gestalt nicht mehr zeigen können. Wir wollen sie verfolgen, wo sie zu finden sind.

Der, schon in den ältesten Zeiten gerühmte, Fleifs der Florentiner hat sich, zu ihrer Ehre sey es gesagt, nicht verloren. Er unterscheidet sie rühmlich genug von ihren Nachbarn den Römern, und selbst von ihren nächsten Verwandten, den Bewohnern der übrigen toskanischen Städte. Wo man durch die Strassen von Florenz geht, ist Alles in der lebhaftesten Thätigkeit. Der frühste Morgen findet die Arbeiter an ihrem Geschäfte; der heisse Sommermittag scheucht sie nicht, wie

in manchen andern Gegenden Italiens, von der Arbeit hinweg; der späte Abend erst erlaubt ihnen Stillstand und Ruhe. In keiner Stadt dieses Landes ist daher der Kunstfleifs noch so grofs, wie in Florenz, und wenn er, in Vergleichung mit den ältern Zeiten, in seinem Umfang abgenommen hat, so ist der Grund davon nicht in einer Umänderung des Volks, sondern einzig und allein in den anders gestalteten Verhältnissen der Nationen überhaupt zu suchen. Noch heutzutage sind den Florentinern einige Industriezweige ausschliessend eigen; in andern übertreffen sie wirklich mehrere der arbeitsamsten und gewerbreichsten Völker; sie sind wohl die Einzigen in ganz Italien, in welchen man das Ringen des Kunstfleisses mit dem Norden bemerken kann. Mit Vergnügen sieht es besonders der Fremde, dafs die Armen den Unrath der Strassen fleissig zusammen kehren, um das Land damit zu düngen.

Wenn man die andern Italiener hört, so ist die ehemalige Sparsamkeit der Florentiner heutzutage in Knikerei ausgeartet. Sie sagen ihnen manche Geschichtchen nach, welche dieses bezeugen sollen. Besonders haben sich die Genueser, welche ungefähr in gleichem Rufe stehn, angestrengt, denselben diesen Fleken aufzuhängen. Ein Florentiner, erzählen sie, ward einst nach Genua geschikt, um die Sparsamkeit bei einem berüchtigten Geizhalse daselbst zu erlernen. Als es Abend war, zündete der Genueser kein Licht an, um seinem Schüler die erste Lehre in der, von ihm zu erlernenden, Kunst beizubringen. Aber der Schüler übersah seinen Lehrer schon weit, wie er bald bemerkte. Denn als dieser den Florentiner fragte, was er im Dunkeln treibe, so gab er zur Antwort: ich size auf dem Boden, und ziehe die Hosen aus, um weder diese, noch die Stühle abzunuzen.

Vielleicht äussert sich die Sparsamkeit der Florentiner auch darin, dafs sich, troz der mancherlei deutschen und englischen Sitten, welche sie angenommen haben, doch die Gewohnheit, in keiner ihrer Gesellschaften Erfrischungen zu geben, bei ihnen erhalten hat. Ueberhaupt aber sind sie in ihrer Lebensart höchst mäfsig, und nirgends kennt man wohl die Ausschweifungen der Tafel so wenig, wie in dieser Stadt. So gesellig und gastfreundschaftlich sie scheinen, so darf man doch nicht leicht darauf rechnen, von ihnen zu Tische geladen zu werden. Der Florentiner, sagt man im übrigen Toskana, begleitet seinen Gast bis an die Hausthüre, und ruft ihm, wenn er sich schon zehn Schritte von derselben entfernt hat, nach: ob er nicht bei ihm zu Tische bleiben wolle? Er verzehrt seine guten Bissen allein, wenn er welche hat, und man kann wohl nicht höher in seiner Gunst stehen, als wenn man

von ihm auf ein Gerichte granelli (Hammelshoden) eingeladen wird.

In ältern Zeiten indefs mögen die Florentiner das Lob der Mäfsigkeit eben so wenig, als den Vorwurf der Knikerei verdient haben. Ihre Geseze enthielten manche Verordnungen gegen die Schwelgereien der Tafel, und der getreuste Sittenmaler seiner Zeit, Sacchetti, wirft in einer seiner Novellen (der 154sten) den Genuesern, seine Nation rühmend, vor: dafs man auf den Hochzeiten in Genua, die drei, vier Tage hindurch, welche man tanze und singe, den Gästen auch kein Glas Wein, kein Stükchen Kuchen anbiete. Denn, sezt er hinzu, sie vertheidigen sich mit der Ausflucht: man würde so nur den Gästen zu verstehen geben, dafs man ihrer müde sey.

Durch Wucher freilich können sie sich heutzutage nicht mehr auszeichnen; das Geld ist bei ihnen nach und nach ziemlich selten geworden, und hat sich mehr nach Livorno

hingezogen. Indefs blikt dieser alte Karakterzug doch noch manchmal aus dem hagern Gesicht eines Mäklers oder eines Kaufmanns hervor, und wir wissen, dafs man vielleicht in keiner Stadt von Italien, ausser Genua, so viel und so ergiebig wuchert, als in Florenz.

Aber wie gerne rühmen wir die Tugend der Reinlichkeit an diesem Volke! Sie spricht sich schon so gefällig in den reinlichen Strassen, so liebenswürdig in der ganzen Haushaltung desselben aus. Nirgends sind so viele Anstalten in Italien für die Beförderung dieser Tugend getroffen; nirgends kommt ihnen auch der Geist des Volks so bedeutend zu Hülfe, wie hier. Und an sie schlofs sich dann eine, dieser Stadt ganz eigene, Eleganz an, welche sich in den Kleidungen der Bewohner, so wie in ihren Equipagen, ihren Geräthschaften und Zimmerverzierungen zeigt. Wohl mögen die Verschwendungen der Engländer, welche für diese Stadt eine besondere

Vorliebe haben, die Ursache seyn, dafs sich bei den Reichen die angestammte Liebe zur Eleganz, wie es bei solchen Tugenden so leicht der Fall ist, in das, an sie angrenzende Laster des Luxus verirrt hat, denn dieser hat, ausser Mailand, in ganz Italien wohl hier die höchste Stufe erreicht. Man findet viele Wohnungen im englischen Geschmake eingerichtet, und in Wagen und Pferden ist ohnedies dieser der herrschende. Dadurch hat sich aber auch der gröste Theil des florentinischen Adels so tief in Schulden hineingestürzt, dafs die ältesten Geschlechter nach und nach darüber zu Grunde gehen müssen. Die Menge von Equipagen steht mit der Grösse und dem Reichthum der Stadt nicht im richtigsten Verhältnifs, und an den sogenannten Galatagen findet man darin eine Verschwendung, welche sich kaum mit der sonstigen Sparsamkeit des Volks vereinigen läfst.

Eine andere Verirrung der Eleganz, welche in der Lebensart der Florentiner ersichtlich ist, besteht in den beschwerlichen Gehegen, womit man die Umgangsverhältnisse eingeengt hat. Es wird zwar kaum eine Stadt geben, wo sich die Stände in Erziehung und überhaupt in Geistesbildung so wenig von einander unterscheiden, wie hier; aber der Eintritt in ihre, besonders öffentlichen, Gesellschaften, die beiden Kasino's, des Adels und der Bürgerlichen, ist mit höchst lächerlichen Umständlichkeiten verknüpft. Stiefel und lange Hosen, runde Hüte, kurze Haare und Ueberröke sind schwere Verbrechen in denselben, und man ist in Gefahr, an der Thür abgewiesen zu werden, wenn man nicht an dem Orte, wo man sich doch zur gemeinschaftlichen Erholung versammelt, im hochzeitlichen Kleide erscheint. Der Fremde ist diesem Zwange weniger unterworfen, als der Einheimische; aber er macht doch an den

Galatagen, wo jeder Florentiner, der sich etwas fühlt, im höchsten Glanz, meist schwarz, und mit dem Degen an der Seite, kaum anders, als im Wagen erscheint, eine sehr auffallende Figur. Es ist nicht ohne Bedeutung hier, dafs in Florenz seit mehreren Jahren das gelesénste Modejournal erscheint; denn, nach der geringen Ausbreitung des italiénischen Buchhandels, kann dasselbe wohl nur auf den toskanischen Staat berechnet seyn.

Seit sich der alte Reichthum des Volks verloren hat, zeigt sich auch der Geist der Lustigkeit nicht mehr so stark, wie wir es von den ältern Zeiten bemerkt haben. Aber die Gabe der Satyre haben sie, wie die Römer, doch immer noch im allerhöchsten Grade. In manchem beissenden Pasquill hat sich in den leaten Jahren der Unmuth über das Elend des Landes und die Gesinnung der Partheien ausgelassen, und die so schnell wechselnden Staatsverfassungen wurden in

manchem giftigen Epigramm, in mancher treffenden Satyre verewigt, welche erst dann bekannt werden mögen, wenn die Erinnerungen an die Zeit, welche sie gebahr, sammt den handelnden Personen, die sie bewegten, mehr in den Hintergrund der Vergangenheit zurükgetreten seyn werden.

Der Geist der Zwietracht und die Undankbarkeit gegen das Verdienst können heutzutage natürlich nicht mehr sichtbar werden, da beide, als Karakterzüge eines Volks, sich nur in den Zeiten der Volksregierung und einer schwankenden Staatsform äussern dürfen. Auch berechtigt uns die kurze Dauer der neusten toskanischen Republik nicht zu Schlüssen über diesen Punkt. Denn, wo auch ein Volk auf einmal zur Theilnahme an der Regierung zugelassen wird, bilden sich Partheien und Zwistigkeiten. Eben so wüfsten wir den oben angeführten Zug der Neugierde blos noch in dem lächerlichen Interesse

zu erkennen, mit welchem der Italiener überhaupt sich um die nähern Umstände eines jeden bekümmert, mit dem er in eine engere Verbindung kommt.

Schwer würde es seyn, den oben angeführten alten Zug der Religiosität noch an den heutigen Florentinern zu finden, obgleich zuverlässig ist, dafs mehr Religion in Florenz, als in Rom ist. Nur das haben wir bemerkt, dafs, bei aller Freiheit des Gesprächs über Religionssachen, demungeachtet die öffentliche Meinung demjenigen sehr entgegen ist, welcher auch in der Nicht-Beobachtung der äusserlichen Gebräuche seine Denkungsart hierüber darstellen wollte.

Lafontaine hat in seinem Florentin das karikirteste Bild eines Eifersüchtigen aufgestellt, aber wohl ohne gegründete Hinsicht auf den Karakter des Volks. Gegenwärtig wenigstens haben die Umgangsverhältnisse desselben eine Freiheit erhalten, welche den

Eifersüchtigen zum Gelächter der Gesellschaft macht. Dante's Lob: Firenze sobria e pudica, Parad. 15. (Florenz, die nüchterne und keusche) ist, wie so manche alte Bürgertugend, nach und nach dahin geschwunden; denn sonst müfste man den Florentinern nicht jene unnatürliche Ausschweifung nachsagen, die sie mit den alten Athenern gemein haben, und welche die englische Gesezgebung mit lobenswürdigem Eifer „das abscheuliche, verfluchte Verbrechen nennt, das unter Christen gar nicht ausgesprochen werden kann."

IV.

So schwer es ist, vernünftig wohlthätig zu seyn, so gefährlich ist es auch für den Staat, wenn das Mitleid der Einzelnen in das Geschäfte der Nationalwohlthätigkeit eingreift. Diese unterhält und befördert den Müssiggang nicht, wie jenes. Ihre Sorge ist, jede geschwächte Kraft wieder empor zu

richten, jedem Grade von Wirksamkeit sein Ziel anzuweisen, und der hülflosen Jugend, dem reuevollen Vergehen, und dem schwachen Alter eine Zuflucht zu eröfnen. Kranken-, Erziehungs- und Invalidenhäuser sind meist durch das Zusammenwirken mitleidiger Seelen unter dem Schuze der Regierungen entstanden, und es gab eine Zeit, wo es nahe dabei war, dafs sich die frommen Stiftungen in den ganzen Westen von Europa theilten. Es war die Periode, in welcher die ganze Christenheit aus Pilgern, Kranken und Krankenwärtern zu bestehen schien; indem die Sehnsucht nach dem heiligen Lande den Werth alles dessen vernichtete, was nicht in seinen Grenzen lag. So wie man nur stritt, um ein Grab zu erobern, so lebte man nur, um sein Grab zu finden, und den meisten Nationen von Europa schien der Himmel so nahe gerükt, dafs sich aller Blike in seinen Reizen verlieren konnten.

Dergleichen Perioden finden sich nicht häufig in der Geschichte. Aber ihre Folgen sind nicht zu berechnen, indem ein so gewaltiges Aufregen der Fantasie ganzer Völker mit wunderbarer Kraft auf ihre Geister überhaupt einwirkt. Es scheint alsdann jener sonderbaren Metamorphose ähnlich, welche manchmal ein heftiges Fieber, oder ein gefährlicher Kopfsturz in den Verstandeskräften eines Menschen hervorbringen.

Was jene fromme Verachtung des, bis daher geschäzten, Besizes für fromme Anstalten gewirkt hat, ist all bekannt. Manche Länder haben deren nur zu viele erhalten. Ihre Einrichtungen und Zweke sind veraltet, und die, sonst so preiswürdige, Ehrfurcht vor dem Willen edler Verstorbenen wird sogar in sehr frivolen Zeiten noch manchmal dem Staate schädlich. In Italien überhaupt ist diefs in hohem Grade der Fall; aber neben so vielen unnüzen, nur Müssiggang und

lasterhaften Schmuz befördernden, Anstalten, findet man auch andre, welche der humanste und weiseste Geist der Wohlthätigkeit erzeugt hat, und die in neuern Zeiten, in andern Ländern vielleicht nur nachgeahmt, doch als Erfindungen bewundert worden sind.

Die Stadt Florenz besizt hierin ganz einzige Vorzüge, und es lag besonders im Geiste der Mediceischen Regierungen, neben dem Glanze öffentlicher Gebäude, im Geiste der Alten, alles Mögliche für die Bequemlichkeit des Volks überhaupt und die Versorgung des dürftigen Theils desselben zu thun. Das schöne Hospital von Sta. Maria nuova rühmte sich in ältern Zeiten jährlich unter hundert seiner Glieder nur vier Todte zu haben, da es sich heutzutage wie $5\,4/5$ zu 100 verhält. Sein Kredit war einige Zeit lang so grofs, dafs man, wie Varchi erzählt, einmal fürchtete, es möchte nach und nach alle Grundbesizungen von Florenz an sich ziehen, indem

die Schenkungen und Vermächtnisse an diese Anstalt zu jener Besorgnifs berechtigten. Das Irrenhospital hat eine, im ganzen übrigen Italien seltene, Reinlichkeit und Zwekmäfsigkeit, und andre, ähnliche Anstalten bezeugen es auch schon in ihrem Aeussern, dafs der Staat einen Ruhm in der Unterstüzung und Versorgung der Hülflosen suchte.

Die Mannigfaltigkeit des menschlichen Unglüks ist so grofs, als die der Veranlassungen zu demselben, und die Bedaurungswürdigsten sind immer diejenigen, welche ein edles Ehrgefühl, oder falsche Schaam von der Ansprache der öffentlichen Unterstüzung zurükhält. Denn so viele durch falsche Schaam zum Laster gerissen werden, so viele stürzt sie auch vom Rande des Elends in seinen Abgrund hinunter; und es ist die schönste Sorge des Menschenfreunds, auf geheime Seufzer zu horchen, auf stille Thränen zu lauren, und unbemerkt, damit die gebende

Hand die empfangende beschäme, das Unglük zu mildern. Einem solchen Bedürfnifs kommt das Hospital, Orbatello, entgegen, welches nur Schwangern, die sich ihres Zustandes schämen (donne gravide vergognose), und ohne dasselbe vielleicht zum abscheulichsten Verbrechen verleitet worden wären, aufnimmt. Ein ähnlicher Geist ist in der Stiftung des Conservatorium's für unglüklich verheirathete Frauen (Conservatorio delle mal maritate) sichtbar, welches im Anfang nur für öffentliche Mädchen, die sich bessern wollten, bestimmt war, späterhin aber diese bessere Richtung erhalten hat. Gleich zwekmäfsig war das Waisenhaus, la Quarquonia, welches Kinder unter sechszehn Jahren, die Eltern- und Hülflos auf den Strassen irrten, aufsuchte, und erzog. Auch das Rekonvalescentenhospital (Ospedale dei Convalescenti) war eine schöne Einrichtung, und wurde mit einer, seinem ersten

Zwek entsprechenden, Veränderung mit dem Hospital von Sta. Maria nuova vereinigt.

Bekanntlich ist die Erziehung überhaupt in Italien sehr vernachlässigt, wird aber besonders nachlässig für die Bildung des zweiten Geschlechts gesorgt. Die Mädchen werden meistens in den Klöstern erzogen, wo sie eingeschränkten Unterricht erhalten, und auch nicht die geringste Gelegenheit ist, gute Hausmüttern aus ihnen zu machen. In neuern Zeiten werden die Töchter der meisten Adelichen in dem Nonnenkloster delle Murate untergebracht, in welchem einst Katharina von Medicis vom achten Jahre an ihre Erziehung erhalten hat. Die zwekmäfsigste Anstalt der Art ist aber das Conservatorium von Ripoli, welches 1647 eröfnet wurde. Kein verdienstlicher Name soll untergehen; drum sey Eleonora Ramirez Montalvo, eine Frau aus einem der ersten spanischen Häusern, als die Stifterin desselben genannt. Sie hatte selbst

immer als Muster von weiblichen Tugenden gelebt, und berechtigte durch ihre Vorzüge zum allgemeinen Zutrauen. Der Grundsaz, welchen sie aufstellte, war der: „Gewöhnet „die Mädchen an die Entfernung von der „Welt und an die Einsamkeit. Hindert ihre „Vokation nicht, mag sie sie zum Heirathen, „oder zum Zurükbleiben als Erzieherinnen „in dieser Anstalt, oder zum völligen Klo„stergelübde bestimmen. Aber lasset sie alles „lernen, was zu einer vernünftigen Wahl, „und zu einer Erfüllung aller ihrer Pflich„ten, wenn sie diese getroffen haben, be„dürfen.“

Diesem Grundsaz zu Folge erhalten die Mädchen Unterricht im Lesen, Schreiben, Musik, Rechnen, Contomachen und in der Führung eines Hausbuchs. Vor allen Dingen aber geht die Sorge dahin, sie zur Arbeitsamkeit und Thätigkeit zu gewöhnen. Sie lernen nähen, striken, glätten, stiken u. s. w.

und „sie sollen, sagt die Instruktion, nicht
„nur die genannten weiblichen Arbeiten ver-
„stehen, sondern auch angehalten werden,
„Zimmer zu kehren, Betten zu machen,
„Kranke zu warten, zu kochen und zu wa-
„schen — sie sollen dieses nur zum Vergnü-
„gen und zur Uebung thun, weil immer
„einmal eine Zeit kommen kann, wo die
„dringende Nothwendigkeit sie znr ernstli-
„chen Ausübung dieser Kenntnisse zwingt.“

Der See von Nemi,

und

merkwürdige Reisen in seine Tiefen.

Der See von Nemi ist schon so oft beschrieben worden, dafs ich mich dessen füglich enthalten kann. Auch weifs man von einer antiken Barke, welche auf seinem Grunde liegen soll, und wovon man in verschiedenen Sammlungen Fragmente zeigt. Oefters sind Versuche gemacht worden, dieses Fahrzeug, welches unter Kaiser Trajans Regierung versenkt wurde, wieder heraufzuziehn, und der Kardinal, Prospero Colonna, liefs zu diesem Ende den berühmten Leon Battista Alberti, und einige Taucher von Genua kommen. Allein die Mühe war umsonst. Die Strike brachen, und die Barke blieb unbeweglich. Von einem andern, sehr merkwürdigen, Ver-

such erzählt Fr. Marchi in seiner Architettura militare. Ich will die Stelle übersezt und etwas abgekürzt hier einrüken, weil das Buch sehr selten ist.

„Es scheint mir nicht ausser dem Wege zu liegen, hier der Barke Trajans zu erwähnen, denn Biondo da Forli und Fauno in den Anticaglie di Roma sprechen davon, ohne sie gesehen zu haben. Ich aber, der sie nicht nur gesehen, sondern mit Händen berührt hat, kann melden, was ich mit Zuverlässigkeit weifs. Ich sage, die Barke Trajans ist in dem See von Nemi versenkt. Schon über 1340 Jahre stekt sie in bemeldtem See, gegen die östliche Uferseite an einem Abschufs im Grunde. Guglielmo da Lorena erfand eine Maschine, vermittelst deren er hinein kommen konnte. Er liefs sich damit bis auf den Grund des Sees herab, und blieb stundenlang unter dem Wasser, je nachdem er zu thun hatte, oder bis ihm die Kälte unerträglich

wurde. Vermittelst dieser Maschine kann man jede Arbeit verrichten, sägen, hauen, verstopfen, Strike fest machen, Hammer, Meissel, Zange und andre ähnliche Instrumente gebrauchen. Doch kann auch der stärkste Mann nur wenig Kraft anwenden, weil ihn das Wasser hindert. Zugleich verstattet sie, dafs man sehen kann, wenn die Sonne hell scheint, wie den 15ten Juli 1535 der Fall war, als ich mich mit derselben hinabgelassen hatte. Man sieht durch ein Glas, in der Grösse eines Palms, und zwar so, dafs die kleinste Sache sehr grofs erscheint, d. h. um vieles grösser, als man sie mit unbewehrtem Auge im Wasser sieht. So erscheinen die kleinsten Fische, welche nicht grösser sind, als mein kleiner Finger, so grofs als der Arm eines Mannes. Hätte ich das nicht gewufst, so hätte mich ihre ungeheure Menge, die mich umzingelte, erschrekt. Ich hatte vier Unzen Brods und Käse bei mir.

Da nun das Brod schwarz und hart war, so brökelte es ab, und lokte eine solche Menge dieser Fische an, dafs ich von ihnen, wie von einem Gürtel, umgeben war. Weil ich keine Unterhosen anhatte, zwikten sie mich in die Theile, welche man sich denken kann. Ich schlug freilich mit den Händen unter sie; allein sie schienen sich nichts darum zu bekümmern, als Herren in ihrem eigenen Hause. Einen sehr grossen, welcher mir vorkam, pakte ich, und er war nicht grösser, als der zweite Finger an meiner Hand, und dreissig davon möchten kaum ein Pfund wiegen. Die Ursache, warum ich meine Unterhosen zurükgelassen hatte, ist die. Ein Fischer war zur Zeit Alexanders von Medici mit andern seines Gleichen längs dem Arno fischen gegangen, und hatte sich zu diesem Zwek öfters untergetaucht. Aber einmal kam er nicht wieder zum Vorschein, weil er mit den Hosen an einer Wurzel hängen geblieben war;

von der er sich nicht mehr loszureissen vermochte. Erst später, als das Wasser abgelaufen war, fand man ihn. Und darum zog ich keine Unterhosen an. Indefs zwikten mich die verwünschten Fische lieber an diesem, als an jedem andern Ort. Auch wollte mir Meister Guglielmo die Ohren mit Baumwolle, oder Moschus, oder andern geruchreichen Dingen verstopfen; ich liefs es aber nicht geschehen, und sagte, dafs ich versuchen möchte, ob ich unter dem Wasser hörte, wenn man mir oben riefe. Diefs geschah mehrere Male mit lauter Stimme; aber ich vernahm nichts davon, ob ich gleich nicht tiefer, als sechs römische Stäbe unter dem Wasser war. Wohl aber hörte ich, als man etwa anderthalb Ellen unter dem Wasser zween Steine an einander schlug, so wie auch den Schall von zween zusammengeschlagenen Hämmern, und zwar so, dafs es mir in den Ohren weh that, indessen ich gar

nichts merkte, wenn man dieselben ausser dem Wasser noch so stark zusammenschlug. Meister Guglielmo sagte mir, er hätte, da er sich unten befand, eine Trommel über seinem Haupte rühren lassen, ohne dafs er das geringste davon vernommen. Als ich nun unter dem Wasser war, fühlte ich einen so unerträglich heftigen Schmerz in den Ohren, als ob man mir einen Dolch durch dieselben gestochen hätte. Der Schmerz war so grofs, dafs mir eine Ader im Kopf zersprang, und das Blut aus Mund und Nase lief. Als ich nun anfieng, mit dem Hammer an die Barke zu schlagen, vermehrte sich der Schmerz so sehr, und quoll das Blut mit solcher Heftigkeit, dafs ich gezwungen war, das Zeichen zu geben, und mich heraufziehen zu lassen. Als ich wieder oben war, und aus der Maschine heraus kam, war die weisse Kasake, die ich an hatte, ganz blutig, hinten aber, von der Mitte des Armes an, noch eben so

troken, als sie war, da ich in die Maschine stieg. Noch mehr, ein rother, seidener Hut, mit vielen Federn, war noch eben so troken, wie vorher, eh' ich mich in den See hinabgelassen hatte, und meine Gefährten nahmen mir denselben, um ihn als ein Denkzeichen aufzubewahren. Es befand sich gegenwärtig Meister Lionardo da Udine, ein grosser Baumeister, welcher Rom von innen und von aussen gemessen, und sammt allen Bergen, Theatern, Tempeln und andern denkwürdigen Sachen in Kupfer gestochen hat. Ich half ihm wohl sechs Monate dabei zu meinem Vergnügen, und zur Belehrung. Sein Sohn, Tesiofonte genannt, ein treflicher Musikus, war bei ihm; ferner ein römischer Edelmann, Hippolit Mataleno, der gar herrlich die Laute spielte. Ausser diesen hatte Meister Guglielmo noch zween Diener bei sich, welches ich alles als Beweis anführe. Das erstemal blieb ich eine halbe Stunde

unter Wasser. Ich hatte eine Uhr bei mir, um Alles zu bemerken. Sobald ich wieder oben war, sprang ich in den See, und schwamm herum. Auch nahm ich Wasser in den Mund, und so wie ich den Kopf hineingetaucht hatte, stand das Blut, und flofs nicht weiter, weder aus Mund noch Nase. Dann wollt' ich noch einmal hinunter; legte aber Hosen an, und verstopfte die Ohren mit Baumwolle. So blieb ich von den Fischen befreit, und fühlte keinen Kopfschmerz mehr. Ich blieb eine Stunde unten, und band einen Theil des Randes der Barke an, von deren Holz wir, mittelst einer Winde, die auf einem Flofs über Fässern angebracht war, eine solche Menge heraufzogen, dafs zwei starke Maulthiere hätten damit beladen werden können. Dieses Holz war von verschiedenen Gattungen, Lerchen-, Pignen- und Cypressenholz, als wofür es in Rom von verständigen Leuten geschäzt wurde. Viele

Pflöke waren auch von Eichenholz, und so schwarz gestreift, dafs sie von Ebenholz zu seyn schienen, aber sonst eben so wohl erhalten, als das übrige Holzwerk. Man fand Nägel darin, welche so dik gewesen waren, wie der Daumen einer Mannshand, aber von Rost so zerfressen, dafs sie dünn geworden, wie eine Schreibfeder. Eine Menge metallener Nägel aber hatten sich so unversehrt und glänzend erhalten, als ob sie in derselben Woche verfertigt worden. Dieser Nägel war eine unendliche Abstufung. Von der Länge von zwei Palmen verkleinerten sie sich immer mehr, wie Orgelpfeifen, in Länge und Dike, bis sie nicht grösser waren, als der kleinste Finger. Die leztern hatten Köpfe, ungefähr wie der dritte Theil eines Thalers, und unten waren erhobene Strahlen, welche einen Stern bildeten. Diese Nägel waren von aussen angebracht, und hielten die Platten von Blei und die wollene Deke, welche mit

einer wohlriechenden, leicht entzündbaren Materie überzogen war. Die andern Nägel waren in die Verzahnung des Holzwerks eingeschlagen, und hielten die Barke zusammen, wo sie sich am leichtesten öfnen konnte. Die Pflöke von Holz staken zwischen den Brettern, welche die Verschläge bildeten. An den Brettern, die den Boden und die Seiten ausmachten, war immer, in der Weite einer Elle von einander, eine vier Finger breite Verzahnung, welche in beide Bretter eingeschnitten war. Sie diente dazu diese zusammen zu halten, wo die eichenen Pflöke waren, die über die Hölzer, so die Bretter zusammen banden, hervorragten, aber nicht über den Rand sich erhoben. Dieser bestand aus sechs fingerdiken Brettern, die untern diker, als die obern. Das Tuch, welches mit jenem Mörtel überschmiert, und darüber gezogen war, schien nicht dünne gewesen zu seyn.

Die bleiernen Platten waren auf zweierlei Art

angebracht, von der Mitte an nach unten doppelt, nach oben einfach, aber schuppenweise über einander. Bei den Fugen waren diese Platten einen Messerrüken dik, eher mehr als weniger, und ausserhalb an die Wände der Barke angenagelt. Inwendig in dieser war ein Fufsboden von Ziegeln, drei Palm ins Gevierte, vier Finger dik, und roth, wie Carmesin. Wir brachen ein Stük Mörtel vom Fufsboden los, das hochroth und von schöner Farbe war. Es war fünf Spannen breit, acht lang, und eine halbe dik. In der Barke sieht man gewisse dunkle Stellen, nemlich die Kammern des Pallastes, welcher über der Barke erbaut war. Ich wagte mich aber, aus Furcht, mich drin zu verlieren, nicht hinein; denn, wenn ich gefallen wäre, so würde das Wasser in die Maschine hineingedrungen seyn, und mich erstikt haben. Auch hielt mich die Schwere der Maschine ab. Ein guter Schwimmer könnte diese freilich

im Stich lassen, und sich selbst emporarbeiten, wie Meister Guglielmo oft that. Auch er sagte mir, dafs er sich nicht in diese Kammern gewagt habe, denn im Fall man fiele, müfste man die Maschine verlassen, und die Kunst bestünde dann darin, die Thüre wieder zu finden. Ich versuchte es, mich an einem Seile hinunter zu lassen, verlor aber beinah das Leben darüber, indem ich eine Treppe hinunterfiel. So beschlofs er also, die Barke von aussen wegzunehmen, und zertrümmerte sie nach und nach. Am nemlichen Tage fanden wir verschiedene Zangen, welche an den Ketten des Schifs hiengen, und von andern, welche ähnliche Versuche gemacht hatten, zurükgeblieben waren. Wir hatten ein sehr dikes Seil an einen Balken befestiget, und vermittelst einer Winde drehten und zogen wir, um ein tüchtiges Stük von der Barke loszubekommen. Es waren unsrer sechszehn Mann, welche die Winde

drehten; allein das Thau zerrifs, und wir konnten nichts ausrichten. Zum Zeichen der Wahrheit sage ich noch, dafs diefs Männer von Genzano waren, welche aus Andacht zur heiligen Jungfrau nach Alba Longa wallfahrteten. Wir fanden auch noch die Anker, oder ankerähnlichen Instrumente, welche man zur Zeit des Biondo verfertigt hatte, um die Barke herauszuziehn. Es haben noch viele andere von dieser Barke gesprochen, welche ihr mit Schiffen und Brüken zusezten, Instrumente hinunterliessen, um etwas loszureissen, und von dem Wenigen, was sie erhaschten, viel Aufhebens in ihren Schriften machten. Auch fand sich noch darin eine, drei Finger dike, bleierne Röhre, in deren Höhlung man die Faust steken konnte."

„Das Maafs der Barke, welches wir fanden, war 70 Stäbe (Canne) die Länge, 35 die Breite, und 8 die Höhe, vom Grunde bis zu oberst. — Ich brachte ein grofs Stük davon

nach Rom, und nahm mir eine gute Anzahl von Nägeln, die ich alle ausmaafs und wog. Auch wog ich das einfache, und das, doppelt über einander liegende, Blei. — Alle diese Maafse und Berechnungen wurden mir entwendet, nebst vielen Nägeln, weil man zugleich die Beschreibung der Maschine, mit welcher man sich mehrere Stunden unter dem Wasser aufhalten kann, dabei zu finden glaubte. Allein der Dieb verfehlte seinen Zwek, und fand nichts dergleichen. Denn ich habe das Sakrament darauf genommen, so lange Meister Guglielmo lebt, keinem Menschen etwas von dem Geheimnifs zu offenbaren. »

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rehfues, Philipp Joseph von, 1779-1843

Briefe aus Italien während der Jahre 1801, 1802, 1803, 1804, 1805 mit macherlei Beilagen

Bd.: 3

Zürich (1809)

Ital. 377 m-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10079326-4